

The image shows a dark, textured book cover with an intricate, repeating decorative border. The border features a series of stylized floral or leaf-like motifs. In the center, the name "KATIA" is printed in a large, white, serif font. The letter 'K' is particularly tall and has a long, horizontal tail that extends to the right. The overall design is classic and elegant.

KATIA

Katia.



Roman von der Ehe.

von

Graf Leo Tolstoi.



Deutsch von Georg Gärtner.

Verlag von Alexander Köhler.
Leipzig. — Dresden. — Bodenbach.

Inhaltsverzeichnis

Katia. Roman von der Ehe.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

Anmerkungen

I.

Noch in Trauer um unsere Mutter, die im verflossenen Herbste verstorben war, waren Mascha, Sonja und ich auf dem Lande geblieben, um den ganzen Winter dort zu verbleiben.

Mascha war unsere beste Freundin. In früheren Jahren als Gouvernante zu uns gekommen, hatte sie uns voll ständig erzogen. Wir hingen alle zärtlich an ihr und ich kann mich nicht einmal mehr erinnern, wann meine Zuneigung für sie eigentlich ihren Anfang nahm. Sonja war meine jüngere Schwester.

Der Winter ging düster und eintönig an unserm alten Hause zu Pokrowsky vorüber. Es war sehr kalt und der Wind stürmte so heftig, daß der Schnee bis über die Fenster herauf reichte, über denen stets Eisblumen lagen. Von Ausgehen oder Spazierenfahren konnte während des ganzen Winters nicht die Rede sein.

Selten besuchte man uns und thaten einzelne unserer alten Bekannten dies je einmal, so brachten sie wenig Zerstreuung oder Freude in unser düsteres Heim. Es wurde nicht anders als flüsternd

gesprachen, als fürchte man, die Ruhe irgend jemandes zu stören. Sie sahen sämtlich gleich mäßig traurig aus und manche fingen sogar an zu weinen, sobald sie mich und die kleine Sonja in ihrem schwarzen Gewändchen sahen.

Alle im Hause befanden sich noch unter dem Eindrucke des traurigen Ereignisses. Mamas Zimmer blieb geschlossen und wenn ich abends beim Schlafengehen an demselben vorüberging, beschlich mich ein unangenehmes, drückendes Gefühl.

Ich war just siebzehn Jahre alt geworden und Mama hatte versprochen, mich denselben Winter in die Gesellschaft einzuführen. Obwohl ihr Dahinscheiden mir tiefen Schmerz bereitet hatte, so kann ich doch auch nicht in Abrede stellen, daß es mir nicht sehr verlockend erschien, jung und schön, wie man behauptete, daß ich sei, nochmals ein ganzes Jahr in dieser niederdrückenden Abgeschlossenheit zu verleben. Schon vor Ende des Winters begannen die Einsamkeit und das eintönige Leben mich derart zu langweilen, daß tiefe Niedergeschlagenheit sich meiner bemächtigte. Ich verließ mein Zimmer fast nicht mehr, das Piano blieb geschlossen, kein Buch mehr nahm ich in die Hände. Verlangte Mascha, daß ich mich mit irgend etwas beschäftigen sollte, so behauptete ich, daß mir dies unmöglich sei und ich

keine Lust dazu habe. Warum sollte ich eigentlich etwas thun? fragte ich mich selbst. Der letzte Teil meiner Jugend ging doch nutzlos verloren. Warum mich mit etwas beschäftigen? Und auf dieses »Warum« fand ich keine andere Antwort, als Thränen.

Man behauptete, daß ich mager und häßlich werde, aber das ließ mich vollständig gleichgültig. Warum sollte ich mir dies zu Herzen gehen lassen? Hatte ich doch ein Gefühl, als ob ich dazu verurteilt wäre, mein ganzes Leben verlassen in dieser einsamen Wildnis zuzubringen. Keinen Ausweg findend und ganz mir selbst überlassen, fehlte mir die Kraft und die Lust, mich dieser Langweile zu entziehen.

Gegen Ende des Winters begann sich Mascha ernstlich zu beunruhigen und ließ den Gedanken laut werden, mit mir in's Ausland zu gehen. Dazu war aber Geld notwendig und der Nachlaß meiner Mutter war noch nicht geordnet. Jeden Tag erwarteten wir unseren Vormund, der alles nachsehen und regeln sollte. Seine Ankunft war endlich auf einen Tag im März bestimmt.

»Gott sei gedankt«, sagte Mascha eines Morgens, als ich gedankenlos und ohne Ziel, gleich einem Geiste, durch das Haus irrte, »heute Mittag kommt

Serge Michailowitsch zu Tische, Komm' meine beste Katia, bemühe Dich jetzt, etwas weniger träumerisch auszusehen. Was soll er sonst von Dir denken? Und er hält doch so viel von Euch beiden.«

Serge Michailowitsch — unser nächster Nachbar — war, obwohl viel jünger, als mein verstorbener Vater, stets dessen bester Freund gewesen. Abgesehen von der Aussicht auf einige Veränderungen in unserem gewöhnlichen Leben und von der erneuten Hoffnung, nicht länger mehr auf Prokrowsky bleiben zu müssen, war ich schon von Kind auf so sehr gewöhnt, ihn als meinen besten Freund zu betrachten, daß Mascha sehr recht hatte, vorauszusetzen, ich würde es schrecklich finden, ihm in irgend etwas zu mißfallen. Ich hing nicht nur an Serge Michailowitsch, wie überhaupt jedermann im Hause von Sonja an, die sein Pathenkind war, bis zu dem geringsten Stalljungen herab; sondern meine Freundschaft und Achtung hatten besonders zugenommen, seit Mama einmal in meiner Gegenwart geäußert, daß ein Mann wie er, gerade der Gatte sei, den sie mir wünschen würde.

Damals, fast ganz noch ein Kind, hatte dieser Gedanke mich sehr seltsam und sogar sehr unangenehm berührt, denn der Held, der mir damals vor der Seele schwebte, sah ganz anders aus. Ich

stellte ihn mir jugendlich, schlank, bleich und melancholisch vor. Serge Michailowitsch dagegen war nicht mehr jung, groß, kräftig gebaut und, soweit ich ihn beurteilen konnte, sehr aufgeräumten Gemütes. Dennoch hatte jene Äußerung Mama's auf mich einen gewissen Eindruck gemacht.

Das war vor jetzt sechs Jahren und ich hatte damals gerade mein elftes Lebensjahr zurückgelegt. Nicht selten nahm er teil an meinen Spielen und verlieh mir den Beinamen »kleines Veilchen«. Seit jener Zeit hatte ich auch wohl manches mal mit einer gewissen Angst gefragt, was ich wohl beginnen würde, wenn es ihm plötzlich in den Sinn käme, mich heiraten zu wollen.

Serge Michailowitsch kam vor dem Mittagmahl, dem Mascha eine Extraschüssel und einiges Dessert hinzugefügt hatte. Ich stand vor dem Fenster und sah nach ihm, als er in einem kleinen Schlitten die Anlage daher gefahren kam. Sobald er um die Hausecke gebogen war, ging ich in den Salon, um ihm nicht zu zeigen, daß ich ihn erwartet hatte. Aber als ich im Vorzimmer die verschiedenartigsten Geräusche hörte, aus welchen seine Stimme hell hervorklang, verlor ich meine Geduld und ging ihm entgegen.

Er stand Mascha gegenüber und ihre Hand in der seinen haltend, sprach er heiter mit ihr. Sobald er meiner ansichtig wurde, hielt er inne, und ohne mich zu begrüßen, starrte er mich einige Augenblicke verwundert an. Ich wurde verlegen und fühlte, daß ich errötete.

»Nun, Katia, bist Du es?« rief er überrascht auf mich zukommend. »Wie ist es möglich, daß man sich so verändern kann? Gestern noch ein kleines Veilchen und heute eine prächtige Rose!«

Mit seiner breiten, kraftvollen Hand ergriff er die meine und schüttelte sie so herzlich, daß es mich fast schmerzte. Ich hatte erwartet, daß er einen Kuß darauf drücken würde, aber er ergriff sie nochmals und sah mich dabei mit seinen offenen, freundlichen Augen lachend und heiter an.

Sechs Jahr lang hatte ich ihn nicht gesehen. Ich fand ihn verändert und älter geworden, auch war sein Gesicht durch sein vieles Verweilen im Freien gebräunt — und er hatte seinen Bart wachsen lassen, was ihm nicht gut stand. Aber sein offenes, ehrliches Gesicht, seine einfachen, gefälligen Manieren, seine von Geist und Intelligenz leuchtenden Augen hatte er behalten; und vor allen Dingen sein Lächeln hatte etwas Unwiderstehliches an sich.

Noch keine fünf Minuten befand er sich in unserer Mitte und er schien sich schon ganz, wie ehemals, heimisch zu fühlen; das war nicht allein der Fall uns, sondern auch dem Dienstpersonal und allen, die mit ihm in Berührung kamen, gegenüber, und jedermann suchte ihm durch allerlei kleine Dienste seine Freude über sein Kommen zu zeigen.

Er war nicht wie andere, die bei einem ersten Besuch nach einem betäubenden Sterbefall, mit einem Gelegenheitsgesicht das Haus betreten. Im Gegenteil, er plauderte und lachte munter und lebhaft, ohne ein Wort über Mama zu sagen. Ich begann sogar diese Gleichgültigkeit eines Mannes, der so eng mit uns befreundet war, sonderbar und unschicklich zu finden; hintennach aber ward es mir klar, daß dies keine Gleichgültigkeit war, sondern eher tiefes Gefühl verriet, wofür ich ihm hätte dankbar sein sollen.

Abends saß Mascha im Salon und goß den Thee ein, auf demselben Platze, wo früher Mama dies gewöhnlich gethan hatte. Sonja und ich setzten uns neben sie. Der alte Gregorius hatte noch eine alte Pfeife von Papa aufzustöbern gewußt und brachte sie Serge Michailowitsch, worauf dieser, wie einst, rauchend im Zimmer auf- und abzugehen begann.

»Wenn man bedenkt, Welch' schreckliche Veränderungen sich in diesem Hause ereignet haben!« begann er, plötzlich seinen Spaziergang einstellend.

»Ja, das ist wahr.« entgegnete Mascha mit einem Seufzer, und den Deckel wieder auf den Samowar setzend, sah sie ihn an, als ob sie im Begriff sei, in Thränen auszubrechen.

»Du kannst Dich doch Deines Vaters noch erinnern?« sagte er, indem er mich fragend ansah.

»Noch einigermaßen.«

»Wie gut wäre es für Dich, wenn er noch da wäre!« fuhr er, mit nachdenklichem Blicke vor sich hinstarrend, fort. »Ich liebte Deinen Vater sehr!« fügte er mit glänzenden Augen hinzu.

»Und nun hat Gott auch noch die Mutter zu sich genommen!« rief Mascha schluchzend aus.

»Ja, es hat sich schrecklich viel in diesem Hause verändert!« sagte er, sich abwendend.

»Katia Alexandrowna«, begann er einige Augenblicke später, »wie steht es mit Deinem Piano? Willst Du mir etwas vorspielen?«

Sofort stand ich ans und es gewährte mir Befriedigung, daß er mich so rund heraus und ohne Umschweife darum gebeten hatte. Er begab sich nach

dem Piano, stöberte unter meinen Noten und schlug endlich das Adagio von Beethoven's Senate »Quasi una fantasia« auf.

»Laß mich nun einmal hören, wie weit Du es gebracht hast«, sagte er, mit seiner Theetasse in der Hand nach einer entfernteren Ecke des Salon's gehend.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber es wäre mir unmöglich gewesen, ihm nicht zu gehorchen und unter dem Vorwande mangelhaften Spieles sein Ersuchen abzuschlagen. Ich setzte mich also an's Piano und etwas bange vor seinem Urtheil, denn er war nicht nur ein großer Liebhaber, sondern auch Kenner der Musik, fing ich so gut, als ich konnte, an zu spielen. Unter dem Eindruck des vorausgegangenen Gespräches über meinen Vater, noch erhöht durch die Komposition, spielte ich sehr gut; aber als ich das darauffolgende Scherzo beginnen wollte, ließ er mich aufhören.

»Nein, nein, Du wurdest das jetzt unmöglich zu Ende bringen können. Laß es bei diesem Stück bewenden, das Du gar nicht schlecht gespielt hast. Ich höre, daß Du sehr musikalisch bist.«

Dieses Lob, das doch wirklich nicht so übertrieben war, that mir so wohl, daß ich tief errötete. Es war

mir fremd und ganz neu, daß der Freund und Genosse meines Vaters mich seiner Aufmerksamkeit würdig hielt und mich nicht mehr als ein Kind behandelte.

Wir ließen uns nun wieder am Tische nieder und er erzählte mir, wie er und mein Vater immer so gut miteinander ausgekommen waren, welch' schöne Tage es gewesen, die sie miteinander verbracht zu der Zeit, da ich noch an sonst nichts, als an meine Puppen und an meine Aufgaben dachte. Durch ihn lernte ich erst meinen Vater kennen, als den guten, lieben, einfachen Mann, der er immer gewesen war. Auch über mich selbst fragte er mich aus, was ich las, was ich liebte, womit ich mich beschäftigte, und er gab mir über das und jenes guten Rat.

Er war nicht mehr der sorglose, fröhliche junge Mann, der mein Spiel teilte und mit mir lachte und scherzte, sondern ein ernster, offener Mensch, für welchen ich Achtung und Freundschaft empfand, obwohl ich im Gespräch mit ihm noch etwas verlegen war. Inzwischen tauchte der Wunsch in mir auf, seine Zuneigung, die ich bis jetzt nur seiner Freundschaft für meinen Vater zu Verdanken hatte, um meiner selbst zu gewinnen.

Nachdem sie Sonja zu Bette gebracht, gesellte sich Mascha wieder zu uns und fing an, über meine

Niedergeschlagenheit zu klagen, die mich stets verhinderte, nützlich zu verrichten oder den geselligen Umgang mit meinen Hausgenossen zu pflegen.

»Dann hat sie die Hauptsache verschwiegen«, erwiderte er, den Kopf gegen mich schüttelnd.

»Was hätte ich denn erzählen sollen? Daß ich mich schrecklich gelangweilt habe? Das wird, hoffe ich, wieder vorübergehen.« (Und es schien wirklich, als ob diese Langweile jetzt nicht allein schon gewichen sei, sondern auch nimmer wiederkehren wolle.)

»Es ist vollständig verkehrt, so wenig die Stille und Einsamkeit ertragen zu können. Bist Du denn wirklich ein erwachsenes Mädchen?«

»Nun das will ich meinen!« rief ich lachend.

»Nein, nein, ich fange an zu glauben, daß Du nichts als eine kleine Kokette bist, die bewundert werden will und die sobald sie nicht von Verehrern umgeben ist, sich verlassen fühlt und kein Fünkchen Selbständigkeit besitzt.«

»Ich muß sagen, daß Sie großartige Gedanken von mir haben!« sagte ich, um nur etwas zu antworten.

»Nein«, entgegnete er, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, »es muß mehr als das in Dir stecken, sonst könntest Du unmöglich so sehr

Deinem Vater gleichen!« fuhr er fort, mich aufmerksam betrachtend mit seinen freundlichen Augen, die wieder eine so seltsame Anziehungskraft auf mich ausübten und mich zugleich in Verwirrung brachten.

Jetzt erst bemerkte ich, daß hinter diesem eigentümlichen Lächeln und diesem scheinbar so heiteren und lebhaften Gesicht ein tiefer Ernst und selbst etwas Wehmütiges versteckt lag.

»Du sollst und darfst Dich durchaus nicht langweilen«, fuhr er fort, Du hast Deine Bücher, Deine Studien und die Musik, für welche Du eine besondere Anlage zu besitzen scheinst. Vergiß nicht, daß Dein eigentliches Leben noch unbegonnen vor Dir liegt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, Dich darauf vorzubereiten, Du würdest es sonst zu spät beklagen.«

Er sprach zu mir, wie es ein Vater gethan hätte, und ich sah deutlich, daß er sich Mühe gab, mir verständlich zu bleiben. Ich fühlte mich zwar etwas gekränkt, daß er mich so weit unter sich zu rechnen schien, andernfalls aber machte es mir doch Vergnügen, daß er sich so sehr um mich bemühte.

Den Rest des Abends verwendete er darauf, um mit Mascha über unsere Verhältnisse zu sprechen.

»Und nun gute Nacht, meine liebe Katia«, sagte er und ergriff meine Hand.

»Wann sehen wir uns wieder?« fragte Mascha.

»Gegen das Frühjahr«, antwortete er, noch immer meine Hand festhaltend, »ich gehe jetzt zunächst nach Danilowna (unsere andere Besitzung), denn ich muß sehen, wie es dort zugeht und was es zu thun gibt; dann muß ich in eigenen Geschäften nach Moskau, aber den Sommer werden wir hier miteinander zubringen.«

»Warum gehen Sie für so lange fort?« fragte ich betrübt, denn schon hatte ich gehofft, ihn täglich sehen zu dürfen, und das Herz krampfte sich mir zusammen bei dem Gedanken, wieder mit meiner Langweile allein bleiben zu müssen. Wahrscheinlich erriet er, was in mir vorging.

»Komm', komm', Du mußt etwas mehr Beschäftigung suchen, diese Langeweile muß weg«, sagte er in einem Tone, der mir viel zu ruhig und kühl erschien. »Wenn ich wieder komme, werde ich untersuchen, welche Fortschritte Du gemacht hast«, und er ließ meine Hand los, ohne mich jedoch anzusehen.

Im Vorzimmer, das wir durchschreiten mußten, zog er hastig seinen Überrock an und wieder schienen

seine Augen den meinigen ausweichen zu wollen.

»Er gibt sich mehr Mühe, als notwendig ist«, sagte ich, nachdem er fort war, zu mir selbst. »Mein Himmel, wüßte er, wie glücklich es mich macht, wenn er mich eines Blickes würdigt! Er ist ein lieber, guter Mann . . . aber das ist auch alles.«

Mascha und ich plauderten noch lange miteinander, ohne einschlafen zu können. Sein Name wurde nicht genannt, aber wir sprachen davon, wie wir den Sommer und wo wir den Winter zubringen würden. Dieser Gegenstand erschien mir auf einmal sehr wichtig und meine frühere Gleichgültigkeit gegen alles war gänzlich gewichen. Es wurde mir plötzlich klar und deutlich, daß man lebt, um glücklich zu sein. Die Zukunft erschien mir rosenfarbig und es war, als ob in unserem alten Hause zu Pokrowsky alles Licht und Leben geworden sei.

II.

Inzwischen war der Frühling herbeigekommen. Meine frühere Langeweile war geschwunden und hatte einer Art von unbestimmtem, nebelhaften Träumen Platz gemacht, einem verlangenden Ausblicken nach unbekanntem und unbefriedigten Wünschen. Doch war meine Lebensweise eine ganz andere geworden, als sonst.

Ich setzte meine Studien fort, musizierte viel und beschäftigte mich mit Sonja, ging häufig in den Garten, wo ich allein herumirrte oder mich irgendwo auf eine Bank niedersetzte. Der Himmel mag wissen, an was ich dachte und was ich eigentlich wünschte oder wollte! Manchmal stand ich mitten in der Nacht Stunden lang vor meinem Fenster und blieb hier, namentlich wenn der Mond schien, oft bis zum Morgen in Grübeleien versunken. Zuweilen auch schlich ich, ohne Vorwissen Mascha's, im Nachtgewande hinaus, und wanderte durch Nässe und Tau den See entlang oder durch den Park.

Schwerlich könnte ich mich erinnern und noch weniger begreifen, welche Gedanken und Träume mich zu jener Zeit beschäftigten. Wenn ich darüber

nachdenke, so kommen sie mir jetzt selbst so sonderbar und als so ganz im Widerspruch mit dem wirklichen Leben vor, daß ich fast gar nicht glauben kann, daß sie jemals in mir aufstiegen.

Gegen Ende Mai kam Serge Michailowitsch, wie er versprochen hatte, von seiner Rundreise zurück. Sein erster Besuch war ein ganz unerwarteter und fand statt an einem Abend, als wir auf der Terrasse den Thee einnahmen.

Der Park hatte sich schon ganz in das grüne Lenzeskleid gehüllt und die Nachtigallen schienen in Pokrowsky an allen Ecken ihre Nester gebaut zu haben. Da und dort standen dicht verwachsene Syringenwäldchen, die in dem über all schon sichtbar werdenden Weiß und Violett ihre bevor stehende Blüte ankündigten. Die Blätter der Birken in der großen Allee erschienen durchsichtig und gelb gefärbt von dem Lichte der untergehenden Sonne. Auf der Terrasse herrschte eine angenehme Kühle und der Tau glitzerte wie Krystall auf den Rasenbeeten. Von der Meierei her vernahm man das Blöken der Herde, die nach den Ställen ging. Der arme Idiot Nikon kam mit einer großen Tonne an der Terrasse vorüber und bald spritzte das Wasser aus dem langen Schlauch und zeichnete schwarze Kreise in die lockere Erde der frischgepflanzten Dahlien.

Auf blendend weißen Tischtüchern stand vor uns ein blank gescheuerter Samowar, ein Kanne Rahm und eine Schale mit Gebäck. Mascha stand als gute Haushälterin vor dem Tische und wischte mit ihren molligen, weißen Händen die Tassen rein. Ich selbst, hungrig geworden durch ein Bad, das ich soeben genommen, that mir, ohne auf den Tee zu warten, an dem dicken, frischen Rahm gütlich, in welchen ich Brot gebrockt »hatte. Ich trug eine leinene Blouse mit weiten, losen Ärmeln und über mein nasses Haar hatte ich ein Spitzentuch geworfen.

Mascha bemerkte ihn zuerst.

»O, Serge Michailowitsch«, rief sie ihm zu, »wir sprachen gerade von Ihnen.«

»Komm', Katia«, sagte er, lächelnd das Tuch auf meinem Kopfe betrachtend, »mache doch hier keine Umstände. Für Gregorius würdest Du doch auch nicht Toilette machen und ich will mit sans façons behandelt werden, wie er.«

Nun fand ich indessen, daß er mich ganz und gar nicht ansah, wie es Gregorius gethan hätte, und dies machte mich verlegen.

»Ich komme sogleich zurück«, sagte ich, mich beeilend, um fortzukommen.

»Ach nein, bleib' lieber .so, wie Du jetzt bist«, rief

er, mir folgend. »Du siehst so gerade wie eine junge Bäuerin aus.«

»Wie sonderbar er mich ansah!« dachte ich, indem ich nach oben ging. »Wie herrlich, daß er wieder hier ist. Nun wird es erst lustig werden.«

Nachdem ich noch einen Blick in den Spiegel geworfen, eilte ich wieder hinab und trat ohne im geringsten bestrebt zu sein, meine Freude zu verbergen, atemlos auf die Terrasse. Er saß am Tische und plauderte mit Mascha über unsere finanziellen Verhältnisse. Ohne das Gespräch zu unterbrechen, lächelte er mir bei meinem Eintreten freundlich zu. Unsere Besitzungen befanden sich, sagte er, in schönster Blüte. Diesen Sommer würden wir noch auf dem Lande zubringen, um dann zu Anfang des Winters nach Petersburg, wegen Sonjas Erziehung, oder, wenn uns das lieber sei, in's Ausland zu gehen.

»Außer Landes gehen«, sagte Mascha, »wäre für uns zu schwer, oder Sie müßten die Reise mit uns machen, denn so ganz allein würden wir uns viel zu sehr verlassen fühlen.«

»Mein Himmel, ich möchte nichts lieber, als mit Euch um die Welt reisen!« gab er halb ernst, halb scherzend zur Antwort.

»Gut«, sagte ich, »reisen wir denn um die Welt.«

»Und meine Mutter? Und meine Geschäfte? Was soll aus denen werden?« versetzte er lachend den Kopf schüttelnd. »Aber das jetzt beiseite gelassen«, fuhr er fort, »Du solltest mir lieber erzählen, wie Du Deine Zeit angewendet hast. Hast Du Dich wieder gelangweilt?«

Nachdem ich ihm gesagt, daß ich diesmal besser verstanden, mich zu zerstreuen, was von Mascha bestätigt wurde, lobte er mich und redete mir ermutigend zu, wie man das gewöhnlich mit einem Kinde thut.

Offen und ausführlich erzählte ich ihm, was ich getrieben, ohne ihm das zu verschweigen, was vielleicht seine Mißbilligung hervorrufen konnte. Der Abend war so schön, daß wir noch lange auf der Terrasse sitzen blieben.

Im Hause war es allmählich ruhig und still geworden. Draußen, in unserer Nähe, ließen die Nachtigallen ihre lang gedehnten Töne vernehmen, dann und wann von einem hellklingenden Schlag oder hohen Triller abgewechselt; der Sternenhimmel glänzte in aller seiner Pracht über unseren Häuptionen.

Eine Fledermaus, die sich unter das Zeltdach der Veranda verirrt hatte, erinnerte uns daran, daß der Abend anzubrechen begann. Erschreckt flatterte sie

um mein weißes Kleid herum und ich drückte mich ängstlich an die Mauer, aber ebenso geheimnisvoll, wie sie gekommen war, verschwand sie wieder in den Schatten der Nacht.

»Wie schön finde ich Prokrowsky!« sagte Serge Michailowitsch, nachdem er eine Weile geschwiegen.
»Man möchte hier sein ganzes Leben verbringen!«

»Nun«, entgegnete Mascha, »so bleiben Sie für immer hier.«

»Wo in diesem Leben könnte man für immer bleiben?« sagte er.

»Warum heiraten Sie nicht?« fuhr Mascha fort.
»Sie würden einen vortrefflichen Ehemann abgeben.«

»Warum?« wiederholte er lächelnd. »Weil ich seit langer Zeit nicht mehr zu den heiratsfähigen Junggesellen zähle.«

»Erst sechsunddreißig Jahre und schon das Heiraten aufgegeben und des Lebens müde?«

»Gewiß, und zwar so weit, daß ich anfangs, nach Ruhe zu verlangen, und zum Heiraten muß man mehr als das zu bieten haben. Da haben Sie Katia«, fuhr er mit einem Kopfnicken nach mir fort, »die muß heiraten und uns fällt dabei die Rolle zu, ihr Glück zu sehen und uns darüber zu freuen.«

Es lag in seinem Ton etwas wehmütiges und in

seiner ganzen Haltung eine gewisse Spannung, die mir nicht entging. Er hielt mit sprechen inne und auch Mascha und ich verharrten in Schweigen.

»Denken Sie einmal den Fall«, nahm er endlich das Gespräch wieder auf, »daß ich, infolge irgend eines eigentümlichen Zufalles, ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, z. B. wie Katia, heiraten würde . . . es freut mich, daß ich gerade etwas finde, daß so gut paßt zu . . . ich hätte kein besseres Beispiel anführen können.«

Ich fing an zu lachen und konnte mir nicht enträtseln, was ihn eigentlich freute und was so gut paßte zu . . .

»Nun«, fuhr er fort, sich scherzend zu mir wendend, »sag' einmal die volle Wahrheit, aber ehrlich, verstehst Du! Würde es Dir nicht entsetzlich vorkommen, Dein Schicksal zu ketten an das eines schon bejahrten Mannes, der, wenn er auch viel erfahren hat, am liebsten ruhig an einem und demselben Orte bleiben möchte, während Du, der Himmel weiß wohin, gehen möchtest.«

Ich fühlte mich nicht recht behaglich und schwieg, da ich nicht wußte, was ich antworten sollte.

»Nun, Du brauchst nicht zu glauben, daß ich um Deine Hand anhalte!« rief er lachend aus. »Aber sag'

mir ein mal, ob ich als Gatte dem Bilde entspräche, das Du Dir auf Deinen abendlichen Spaziergängen durch den Garten gemacht und ob Du eine solche Verbindung nicht als ein schreckliches Unglück betrachten würdest?«

»Nicht so ganz schrecklich . . . « begann ich zögernd.

»Ja, aber so sehr verlockend doch auch nicht«, sprach er weiter.

»Nein, aber darüber könnte ich mich auch täuschen . . . «

»Siehst Du wohl«, fiel er mir in die Rede, »wie gut, daß wir davon gesprochen haben; ich bin entzückt über Deine Offenheit, denn auch für mich wäre es zweifellos ein Unglück.«

»Was für ein sonderbarer Mensch Sie sind! Ganz noch der alte!« sagte Mascha, indem sie aufstand, um die nötigen Anordnungen für die Abendmahlzeit zu treffen.

Nachdem Mascha sich entfernt hatte, blieben wir schweigend auf der Terrasse sitzen. Alles um uns war in tiefe Ruhe versunken. Nur die Nachtigallen im Gebüsch setzten ihren Gesang fort, der ganz aus der Ferne von anderen beantwortet wurde; jetzt schwieg die, welche zuerst geflötet, und schien aufmerksam

zu lauschen, worauf sie abermals und noch heller ihre Stimme erhob. Sie schienen ihr eigenes Leben und ihre besondere Welt zu haben, von der wir nichts verstehen können und die uns ewig fremd bleibt.

Der Gärtner kam an der Terrasse vorüber, um sein Nachtquartier in der Orangerie aufzusuchen; das Knirschen seiner Stiefel auf dem Kieswege verlor sich immer mehr in der Ferne. Zweimal ertönte von den Bergen her ein schriller Pfiff, worauf alles wieder in die vorige Ruhe versank. Der Duft der aufblühenden Syringen wurde von dem fünften Zephyr zu uns herübergetragen.

Diese Stille fing an, mir unbehaglich zu werden, aber ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sah ihn an. Seine Augen, die trotz der Finsternis leuchteten, waren unabgewendet auf mich gerichtet.

»Das Leben ist doch schön!« sagte er leise.

Ich weiß selbst nicht, warum ich bei diesen Worten seufzte.

»Nun, warum seufzest Du?«

»Ja, das Leben ist schön!« wiederholte ich.

Wieder versanken wir in unser voriges Schweigen. Ich wurde unruhig und fühlte mich beängstigt; mir war, als hätte ich ihm Schmerz bereitet dadurch, daß ich ihm zugegeben, er sei nicht mehr jung. Gerne

hätte ich ihn getröstet, aber ich wußte nicht, wie ich das anfangen sollte.

»Nun, gute Nacht!« sagte er aufstehend. »Meine Mutter erwartet mich zum Abendessen; heute habe ich sie nur einen Moment gesehen.«

»Ich hätte Ihnen gerne eine neue Sonate, die ich ein studiert habe, vorgespielt.«

»Jetzt nicht, ein anderes mal«, gab er mir kühl — so schien es mir wenigstens — zur Antwort. Dann schritt er zur Thüre.

»Adieu!« sagte er, mich mit der Hand grüßend.

Mehr als je glaubte ich ihn gekränkt zu haben, und da durch fühlte ich mich ganz verstimmt. Mascha und ich begleiteten ihn bis zur Treppe, wo wir ihm nachstarrten, bis er unseren Blicken entschwunden war.

Als der letzte Ton der Pferdehufe in der Ferne verhallt war, ging ich noch einige Zeit auf der Terrasse auf- und ab, wo noch lange die verschiedenartigsten, nebelhaften Bilder und Visionen meine Phantasie beschäftigten.

Er kam ein zweites, dann ein drittes Mal, und die durch jene sonderbare Unterhaltung hervorgerufene Verlegenheit war bald verschwunden und kehrte niemals wieder.

Den Sommer über kam er regelmäßig zwei- oder dreimal jede Woche, und ich war daran bald so sehr gewöhnt, daß ich mich sehr einsam fühlte, wenn er einmal etwas länger ausblieb. Dann wurde ich ärgerlich und fand es nicht schön, sogar sehr unartig von ihm, mich so lange allein zu lassen. Er benahm sich mir gegenüber ganz als treuer Freund. Er erkundigte sich nach meinem Thun und Lassen, erteilte mir Rat, feuerte mich an, schalt mich wohl auch von Zeit zu Zeit; aber trotz allem, was er that, um sich vollständig gleich mit mir zu stellen und auf vertraulichem Fuße mit mir zu verkehren, fühlte ich, daß ein Teil seines inneren Wesens mir entging und daß ich nicht in alle Einzelheiten seines Lebens eingeweiht war. Er schien es nicht für notwendig zu halten, mir auch hierhin Zugang zu verschaffen, und das gerade war es, was mich am meisten zu ihm hinzog.

Von Mascha und andern wußte ich, daß er außer der Sorge für seine Mutter, mit welcher er zusammenwohnte, seiner Vormundschaft über uns und seinen eigenen Angelegenheiten noch andere Sorgen politischer Natur hatte, die ihm viele Unannehmlichkeiten bereiteten, aber was er in dieser Hinsicht dachte, wünschte oder hoffte, konnte ich niemals erfahren. Sobald ich das Gespräch auf

diesen Gegenstand hinüberleiten wollte, runzelte er die Brauen, als wollte er sagen: »Was geht das Dich an? Sprechen wir lieber nicht darüber«, und sofort brachte er das Gespräch wieder auf etwas anderes. Anfangs fühlte ich mich dadurch mehr oder weniger gekränkt, aber endlich wurde ich so daran gewöhnt, niemals über ihn, sondern immer über mich selbst mit ihm zu sprechen, daß ich anfang, es für die natürlichste Sache der Welt zu halten.

Es war noch etwas, daß mich erst unangenehm berührte, später aber mir im Gegenteil angenehm erschien, nämlich: die Gleichgültigkeit, die er meinem Äußeren gegenüber an den Tag legte. Niemals, weder durch Wort noch durch Blick, ließ er erkennen, daß er mich für schön hielt. Er schien sogar ärgerlich zu werden, wenn andere in seiner Gegenwart sagten, ich sähe prächtig aus. Er liebte es wohl auch, die kleinen Fehler meines Profils zu beobachten und mich damit zu necken. Meine nach der letzten Mode gemachten Kleider und die modernen Frisuren, mit denen Mascha mich gerne schmückte, wurden von ihm unbarmherzig verspottet, was Mascha sehr verdroß und mich auch ein wenig verstimmte. Dabei konnte Mascha, die überzeugt war, daß Serge Michailowitsch Geschmack an mir finde, gar nicht begreifen, warum er mich

nicht gerne schön gekleidet sah. Aber bald war ich dahinter gekommen, welches eigentlich seine Absicht war. Er fürchtete, daß ich zu kokett werden würde. Von dem Augenblick an, da mir dies zum Verständnis gekommen war, trug ich Sorge, daß keine Spur von Koketterie in meiner Kleidung mehr übrig blieb. Ich setzte jedoch an deren Stelle eine andere Art von Koketterie, nämlich die in's Auge fallende Einfachheit, obwohl ich es in Wirklichkeit noch nicht war. Ich ersah aus allem, daß er mich sehr liebte. War es als Kind oder Frau? Das hatte ich mich selbst noch nicht gefragt, aber seine Zuneigung, welcher Art sie auch sein mochte, war mir teuer. Es wurde mir klar, daß er mich über alle anderen Frauen stellte; somit war es auch ganz natürlich, daß ich mich nach Kräften bemühte, ihn in dieser Meinung zu bestärken. Und ich täuschte ihn auch wahrhaftig nicht mit Vorbedacht und die Folge davon war, daß ich in der That besser und edler wurde. Ich fühlte, daß es würdiger und ehrenvoller sei, ihm die gute Seite meines Gemütes zu offenbaren, als die höheren oder geringeren Reize meines Äußeren in den Vordergrund zu stellen. Jedenfalls war er vollkommen befugt, letztere selbst zu beurteilen, aber das, was in meiner Seele vorging, konnte er nicht wissen, denn gerade zu jener Zeit war mein Geist in

voller Thätigkeit und Entwicklung und es hätte mir somit wenig Mühe gekostet, ihn in Bezug auf mein Inneres auf einen Irrweg zu führen, um so leichter, als er mich selbst liebte.

Welche Erleichterung war es für mich, als mir dies alles vollständig klar geworden war. Die allgemeine Unruhe und Nervosität, die mich manchmal, ohne die geringste Ursache, überfiel und beengte, verschwand gänzlich. Von diesem Augenblicke an war ich überzeugt, daß er mich, gleichviel wie ich gekleidet oder frisiert war, stets mit Vergnügen sah und ich glaubte, daß er ebenso zufrieden mit mir sei, wie ich selbst.

Hätte er mir nun plötzlich gegen seine Gewohnheit gesagt, daß er mich für schön halte, so würde das mich sogar unangenehm überrascht haben. Aber wie war ich dagegen erfreut und stolz, wenn er mich nach irgend einer Bemerkung aufmerksam ansah und mir scherzend, obwohl in einem Tone, der seine Bewegung verriet, seinen Beifall bezeugte.

»Ja, ja«, sagte er dann, »es geht etwas in diesem Köpfchen um, aber Du bist ein gutes, liebes Mädchen, das muß ich sagen.«

Und für was wurden mir diese Liebesbezeugungen.. die mich so stolz und glücklich

machten, zuteil? Erstens ein mal, weil ich mich gerührt fühlte durch die Anhänglichkeit des alten Gregorius an seine Enkelin, und dann, weil ich zu Thränen bewegt war beim Lesen schöner Verse oder eines fesselnden Roman's, oder auch, wenn ich Mozart über Schulhoff stellte.

Ich war oft selbst verwundert, über das instinktive Gefühl, das mich erraten ließ, was schön und gut war, noch ehe ich recht gelernt hatte, was man für schön und gut zu halten habe. Nichts von dem, was ich früher that, oder angenehm fand, fiel in seinen Geschmack, und eine Falte auf seiner Stirn, oder der mitleidige, halb geringschätzig Blick, der ihm mitunter eigen war, wenn ich etwas sagte oder that, das er nicht billigte, waren genügend, mir alle Lust zu nehmen, darin fortzufahren. Fragte ich ihn um Rat, so wußte ich schon im Voraus, wie derselbe ausfallen würde. Sah er mich bei irgend etwas fragend an, so begriff ich sofort, welche Antwort er erwartete.

Meine Gedanken und Empfindungen waren zu jener Zeit nicht mehr die meinen, sondern die seinen, die ich übernahm und die, sich von selbst mir aufdrängend, mich alles von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten ließen. Mascha, Sonja, meine Beschäftigungen, mit einem Worte, meine

ganze Umgebung war in meinen Augen eine völlig veränderte geworden. Meine Bücher, die ich sonst nur aus Langeweile aufgeschlagen, wurden mir jetzt eine ewig sprudelnde Quelle des Genusses, weil er sie mit mir las und ich mit ihm über das Gelesene reden konnte.

Der Unterricht Sonja's, den ich früher als eine lästige Aufgabe betrachtete, die ich nur aus Pflichtgefühl übernahm, wurde jetzt, da er dabei war, ein angenehmer Zeitvertreib und ich fing an, das lebhafteste Interesse für ihre Fortschritte an den Tag zu legen. Ein Musikstück von Anfang bis zu Ende auf einmal durchzustudieren, war mir immer als etwas Unmögliches erschienen; nun ich wußte, daß er sich interessierte und die Ausführung vielleicht loben würde, konnte ich, ohne daß es mich langweilte, ein und dieselbe Passage vierzigmals spielen, sodaß die arme Mascha sich endlich die Ohren mit Wachs verstopfen mußte. Diese alten Sonaten wußte ich jetzt ganz anders aufzufassen und ich spielte sie mit viel mehr Ausdruck. Selbst Mascha, die ich doch jetzt schon so lange kannte, und an der ich mit ganzem Herzen hing, begann ich anders zu beurteilen. Jetzt erst ward es mir klar, daß sie ganz aus freiem Willen die Aufgabe übernommen, uns eine Mutter, eine Freundin und nicht selten der Spielball unserer

Launen zu sein. Ihre Selbstverleugnung, Liebe und Treue wurden mir deutlich, ich fühlte, wie sehr wir ihr verpflichtet waren, und begann sie noch mehr zu lieben.

Er lehrte mich auch, unsere Dienstboten, unsere Bauern und Drorovics (frühere Leibeigene) auf andere Weise betrachten, als ich es bisher gethan. Es ist sonderbar, aber in meinem siebzehnten Jahre wußte ich weniger von ihnen und war ihnen fremder, als anderen Menschen, die ich niemals gesehen oder gekannt hatte. Noch niemals hatte ich darüber nachgedacht, daß sie auch Wesen seien, die fühlten, litten, wünschten, liebten, wie ich selbst auch. Unsere Gärten, Wälder und Felder, die ich von meiner Kindheit an kannte, wurden neue, wichtige Gegenstände, deren Schönheit erst jetzt mich bewegte. Wiederholt hatte er mich darauf hingewiesen, daß das einzige wahre Glück darin besteht, für andere zu leben. »Für andere zu leben!« das kam mir jetzt so sonderbar vor, daß ich es zuerst gar nicht begreifen konnte, aber später drängte sich dieser Gedanke tief in mein Inneres. Er hatte mit einem Worte, ohne daß etwas in meinen äußeren Verhältnissen verändert worden war, nur durch geistige und moralische Entwicklung ein ganz neues Leben vor mir geöffnet. Mein ganzes sittliches Ich

hatte bis jetzt in mir geschlummert, und wie der Prinz im Zaubermärchen war er gekommen, um mich zu einem neuen und noch gänzlich unbekanntem Leben zu erwecken. Manchmal, wenn die Aufregung mich den Schlaf nicht finden ließ, setzte ich mich neben Mascha auf ihr Bett, um ihr zu sagen, wie glücklich ich sei, was übrigens gänzlich überflüssig war, da sie es selbst sehr wohl bemerkte. Sie entgegnete mir dann auch ruhig, daß ihr das Vergnügen bereite, etwas, wovon ich vollkommen überzeugt war, da es mir als etwas ganz Natürliches erschien, daß meine Umgebung mein Glück mit mir teilte. Aber Mascha ließ sich dadurch nicht ihrer Nachtruhe berauben und schickte mich mit einem herzlichen Kuß wieder fort, worauf sie bald in tiefen Schlaf versank, während ich nur daran dachte, Gott Dank zu sagen für all' den Segen, mit welchem er mich bedachte.

Im Zimmer war kein anderer Laut zu vernehmen, als die regelmäßigen Atemzüge Mascha's und das Ticken der Uhr neben mir. Die Thüren waren geschlossen, die Jalousien herabgelassen und eine Fliege ließ von ferne ihr eintöniges Surren hören. Es war, als ob meine Gedanken und Träume, die eigentlich die seinigen waren, in diesem Halbdunkel Leben bekämen, über mir und um mein Bett schwebten. Ich wußte noch nicht, was Liebe sei, und

meinte, daß das, was ich jetzt empfand, immer so
bleiben werde.

III.

Mascha, Sonja und ich waren in den Garten gegangen, um uns nach dem Gipfel des Hügels zu begeben, wo sich unter dem alten Lindenbaume unser Lieblingspätzchen befand und von wo aus man eine prächtige Fernsicht über Wald und Feld genoß. Man hatte schon mit dem Hereinschaffen des Korns begonnen. Serge Michailowitsch hatte uns drei Tage lang nicht besucht und wir erwarteten ihn diesen Tag sicher, da er einem unsere Aufseher gesagt, er wolle das noch auf den Feldern stehende Getreide besichtigen.

Gegen zwei Uhr sahen wir ihn in der Ferne mitten durch ein Roggenfeld wandeln. Mascha sah mich lächelnd an und nachdem sie Befehl gegeben, Kirschen und andere Früchte, die er sehr liebte, zu bringen, ließ sie sich auf die Bank niederfallen, wo sie bald eingeduselt war. Ich pflückte einen Lindenzweig, um ihr etwas Kühle zuzufächeln, und wenn ich auch in meiner Lektüre fortfuhr, so sah ich doch von Zeit zu Zeit einmal den zwischen dem Getreide sich dahinschlängelnden Fußpfad entlang, auf welchem er daher kommen mußte. Sonja saß in

einiger Entfernung auf einem Baumstumpf und fertigte aus Zweigen und Blättern eine Laube für ihre Puppen.

Es war erstickend heiß und kein Blättlein regte sich. Am Horizont hatten sich dicke, schwarze Wolken aufgetürmt. Morgens war ein Unwetter im Anzüge gewesen, was mich immer sehr nervös machte, aber später waren diese drohenden Wolken wieder abgezogen und nun vernahm man nur noch ein dumpfes, entferntes Rollen, während es von Zeit zu Zeit wetterleuchtete in der fernen, schwarzen Masse, die so tief hing, daß sie sich mit der Erde schien vereinigen zu wollen. Für diesen Tag war kein Unwetter mehr zu fürchten. Auf der großen Straße, die sich hinter unserem Landgute dahin erstreckte, hörte man das ununterbrochene Knarren der mit Korn beladenen Wagen, die langsam über den Schotter fahren, und die rasch aufeinander folgenden Hufschläge der Pferde vor den aneinander vorüberjagenden Telegas. Der aufgewirbelte Staub blieb unbeweglich zwischen den Blättern der Bäume hängen. Weiter hinauf, bei der Scheuer, waren die Landleute mit dem Abladen der Wagen beschäftigt; ich sah die goldfarbigen Garben in die Höhe werfen und in der Sonne glänzen.

Mit einem Worte — überall war Staub und Hitze,

außer in unserem kleinen, kühlen Winkelchen.

Ich sah nach Mascha, die mit einem Taschentuch vor dem Kopfe sanft eingeschlummert war, nach unseren hellen, kühlen, aus luftigem Stoff gefertigten Kleidern, nach den saftigen, dunkelroten Kirschen und dachte an all' den Luxus und Komfort, der mich umgab, im Gegensatz zu denen da draußen, die in Staub und Hitze für ihr täglich Brot sich abrackern und plagen mußten. Was konnte ich daran thun? fragte ich mich selbst. War es nicht recht, mich so glücklich zu fühlen? In welcher Weise hätte ich andere daran teil nehmen lassen können? Wie und wem sollte ich mich widmen?

Die Sonne war hinter den Ulmen der großen Allee verschwunden und die schräg niederfallenden Strahlen übergossen die ganze Landschaft mit goldiger Glut. Der schwere, düstere Wolkenschwarm am Horizont war verschwunden. Bei der Scheuer waren drei neue Wagen angelangt. Die letzten Telegas jagten auf der Straße vorüber. Einige Frauen gingen mit den Harken über der Schulter nach Hause und noch war Serge Michailowitsch, obwohl es schon lange her war, daß ich ihn am Fuße der Hügel gesehen hatte, nicht erschienen. Plötzlich tauchte er auf der gerade entgegengesetzten Seite auf; er war um den Hügel herumgegangen und mit heiter

strahlendem Gesichte kam er auf mich zu. Mascha erblickend, die noch immer weiter schlummerte, gab er mir lächelnd einen Wink und auf den Zehen gehend, kam er vorsichtig näher. Ich bemerkte sofort, daß er sich in besonders aufgeräumter Stimmung befand, in der ich ihn so gerne sah und die wir unter uns »Lustigkeitsanfälle« nannten. Dann war er ganz wie ein Jüngling, übermütig vor Zufriedenheit und Glück.

»Wie geht es, kleines Veilchen?« fragte er, mir die Hand drückend, in flüsterndem Tone. »Mir geht es vor trefflich«, erwiderte er auf meine Gegenfrage. »Heute bin ich wieder dreizehn Jahre und hätte Lust, Fangeles zu spielen oder auf die Bäume zu klettern.«

»Ein Lustigkeitsanfall!« rief ich lachend, wobei ich bemerkte, daß derselbe ansteckend auf mich zu wirken begann.

»Ja, gewiß«, sagte er leise, mich lächelnd ansehend.

»Aber warum denn diese arme Mascha Karlowna necken?«

Während ich ihn ansah, hatte ich nicht bemerkt, daß ich, mit meinem Lindenzweig weiter fächernd, das Taschentuch, das Mascha's Gesicht verdeckte, zu verschieben begann.

»Nun wird sie behaupten, nicht geschlafen zu haben«, sagte ich ebenfalls flüsternd, als ob ich fürchtete, sie zu erwecken, aber das war nicht der wahre Grund; es amüsierte mich, so geheimnisvoll mit ihm zu sprechen. Er that es mir nach und bewegte die Lippen, als ob er mir etwas sehr wichtiges mitzuteilen habe, worauf er, als er die Schale mit den Kirschen sah, sich stellte, als nehme er sie verstohten weg, damit zu Sonja eilte und auf dem Platz ihrer Puppen sich niedersetzte.

Sonja stand im Begriffe, zornig zu werden, aber der Friede war bald wieder hergestellt, als er ihr den Vorschlag machte, mit ihr Kirschen zu essen.

»Soll ich noch mehr kommen lassen?« fragte ich, »oder wollen wir selbst welche pflücken?«

Er nahm die leere Schale, legte die Puppen hinein und machte sich auf den Weg nach dem Kirschengarten. Sonja eilte lachend hinter ihm drein, zog ihn am Rock, um ihre Puppen wieder zu bekommen. Er gab sie ihr und wandte sich dann in ernsterem Tone an mich.

»Nun wirst Du zugestehen müssen, daß Du wirklich das ›kleine Veilchen‹ bist.« sagte er immer noch flüsternd, obwohl keine Gefahr mehr bestand, jemand zu erwecken. »Sobald ich nach all' diesem

Staub, dieser Hitze und Ermüdung in Deine Nähe kam, glaubte ich, es ströme mir ein Veilchenduft entgegen. Nicht jener starke Duft der vollständig entwickelten Blume, sondern. Du weißt wohl, der der halb entfalteten Knospe, die kaum ihr Köpfchen aus dem ersten, frischen Grün hervorstrecken wagte . . . «

»Sagen Sie mir einmal, wie steht es mit der Ernte?« fragte ich, um die Verlegenheit, in welche seine Worte mich versetzt, zu verbergen.

»Prächtig! Dieses Landvolk ist überall so geschickt und emsig. Je mehr man es kennen lernt, desto mehr lernt man es achten.«

»Ja, kurz vor Ihrer Ankunft sah ich sie so arbeiten, sich Plagen und abmatten, während ich von hier aus ihnen so gemütlich zusah, daß . . . «

»Sprich darüber niemals in so leichtem Tone, Katia«, fiel er mir freundlich, aber ernst in die Rede. »Es ist eine heilige Sache. Gott behüte Dich davor, sie jemals ohne hohen Ernst zu behandeln.«

»Ich sagte das nur so zu Ihnen.«

»Ja, das weiß ich. Nun, und die Kirschen?«

Katia. 2L

Der Kirschengarten war geschlossen und es befand sich kein einziger Gärtner in der Nahe, da sie alle bei

der Ernte helfen mußten. Sonja lief davon, um den Schlüssel zu holen, aber ohne sie zu erwarten, kletterte er an einem Zaunpfahl empor und schwang sich auf der anderen Seite wieder hinab.

»Reiche mir jetzt die Schale«, rief er mir zu.

»Nein, ich pflücke lieber selbst, und hole den Schlüssel, denn Sonja wird ihn wohl nicht finden können«, rief ich hinüber, eigentlich aber beschlich mich eine unwiderstehliche Lust, ihn zu beobachten und zu sehen, was er thun und wie er sich benehmen würde, wenn er allein zu sein und von niemand gesehen zu werden glaubte. Vielleicht auch war es die Sucht, ihn keinen Augenblick aus dem Auge zu verlieren, die mich so handeln ließ.

Ich schlich also sachte zwischen Disteln und Unkraut nach der andern Seite des Gartens, wo die Einzäunung niedriger war und ich auf einer dort befindlichen leeren Tonne stehend, darüber hinwegsehen konnte. Unter einem alten Kirschenbaum, dessen Äste unter der Last der dunklen, saftigen Früchte tief hernieder hingen, sah ich Serge Michailowitsch sitzen, fast dicht unter mir und den Rücken mir zugekehrt.

Mit entblößtem Haupte und geschlossenen Augen auf einem Baumstumpf sitzend, schien er

gedankenlos mit einem Stückchen aus dem Baume geflossenen Harzes zu spielen, und knetete es zwischen seinen Fingern. Plötzlich öffnete er die Augen und flüsterte etwas in sich hinein. Ich bildete mir ein, er habe »Katia« gesagt. Das hatte ich jedoch sicherlich nicht gilt verstanden, dachte ich mir.

»Liebe Katia!« wiederholte er nun in zärtlichem Tone. Aber diesmal hatte ich die Worte deutlich gehört. Mein Herz begann gewaltig zu klopfen und ein seliges Gefühl durchströmte mich. Indessen hatte es mich so angegriffen, daß ich mich an dem Zaunwerk festhalten mußte, um nicht zu fallen. Er hörte das Rascheln und sah sich erschreckt um, dann schlug er die Augen nieder und eine glühende Röte überzog sein Gesicht. Er wollte etwas zu mir sagen, konnte aber nichts hervorbringen. Doch wir sahen uns lächelnd an und sein Gesicht strahlte vor Glück. Jetzt sah ich in ihm keinen Vater oder Onkel mehr, der mich belehrte und mir weisen Rat erteilte . . . nein, er war ein jüngerer Mann, meinesgleichen, der mich liebte und verehrte, wie auch ich ihn verehrte und liebte. Schweigend blieben wir in unser gegenseitiges Anschauen versunken.

Plötzlich schien er wieder zu sich selbst zu kommen, er runzelte die Brauen, sein gewinnendes Lächeln verschwand und er nahm wieder seinen

gewöhnlichen, väterlichen Ton an.

»Komm' schnell herab, Du wirst Dir noch was anthun. Schau mir, wie Du aussiehst, Dein Haar ist ganz in Verwirrung!« sagte er in tadelndem Tone.

»Warum heuchelte er? Warum will er mir Verdruß bereiten?« dachte ich gekränkt. Es befiel mich eine unwiderstehliche Lust, zu versuchen, wie weit meine Macht über ihn gehen würde und ob ich Einfluß auf ihn ausüben könne.

»Nein«, rief ich ans, »ich muß noch Kirschen pflücken«, und mich an einigen Ästen fest greifend, kletterte ich auf den Zaun und noch ehe er mir behilflich sein konnte, war ich hinabgesprungen und stand mitten im Garten neben ihm.

»Welch' eine Thorheit!« rief er, noch tiefer errötend, während er seine Verlegenheit unter einem erheuchelten Ärger zu verbergen suchte. »Du hättest Dich verletzen können, und dann, wie willst Du wieder hinauskommen?«

Anstatt mich über meine Heldenthat zu freuen, war ich es nun, die sich vor Verlegenheit keinen Rat wußte, und ich wendete mich errötend von ihm ab. Ich konnte kein Wort hervorbringen und begann in meiner Verwirrung Kirschen zu pflücken, für die ich keine Verwendung wußte. Ich bereute das, was ich

gethan, warf mir meine Unbedachtsamkeit vor, und fürchtete, mich in seinen Augen recht täppisch benommen zu haben.

Keines von uns beiden sagte ein Wort, was nicht dazu beitrug, die Lage zu verbessern, bis zum Glück Sonja mit dem Schlüssel herbeigelaufen kam und uns aus der Not half.

Wir schienen indessen nicht dazu kommen zu können, einander anzusehen, oder zu sprechen, und wendeten uns deshalb beide Sonja zu.

Zu Mascha zurückgekehrt, die uns versicherte, nicht geschlafen und alles gehört zu haben, wurde ich ruhiger; er versuchte es, seinen gewöhnlichen, väterlichen Ton wieder zu finden, aber das mißlang ihm vollständig und mich brachte er auch nicht wieder in die vorige Stimmung, denn ein Gespräch, das zwei Tage zuvor zwischen uns stattgefunden, stand mir noch lebhaft vor der Seele.

Mascha hatte behauptet, daß, wenn zwei Menschen einander liebten, die Rolle des Mannes leichter sei, als die der Frau, weil der erstere seine Liebe gestehen darf, während dies der Frau nicht gestattet ist.

»Nein«, hatte er geantwortet, »es können meiner Meinung nach Umstände vorhanden sein, unter denen der Mann weder sagen kann, noch darf, daß er

liebt. Und überdies erscheint mir eine so plötzliche Erklärung so thöricht, daß ich sicher glaube, daß zwei Menschen, die ohne weiteres ›ich liebe Dich‹ sagen, entweder sich selbst oder, was noch schlimmer ist, andere täuschen.«

»Somit müßte nach Ihnen eine Frau wissen, daß man sie liebt, noch ehe man ihr es gesagt hat?« fragte Mascha.

»Das weiß ich nicht, wohl aber, daß jeder Mann seine eigene Art hat, sich verständlich zu machen, und daß man vieles ohne Worte verraten kann. Wenn ich einen Roman lese, so muß ich immer lachen über das dumme Benehmen Lieutenant Crelski's oder Alfred's, wenn sie sagen: »Elenore, ich liebe Dich!« Sie meinen dann sicher, daß etwas Erstaunliches geschieht, und in Wirklichkeit geschieht nichts, weder bei ihm, noch bei ihr.«

Unter diesen scherzenden Worten suchte ich einen ernststen Sinn, der auf mich Bezug haben konnte, aber Mascha ließ den Romanhelden nicht gelten.

»Immer nur Paradoxen!« rief sie ärgerlich aus. »Ach gehen Sie, Sie haben gewiß schon einmal einer Frau gesagt, daß Sie sie lieben.«

»Das habe ich nie gesagt«, rief er lachend, »auch habe ich niemals einen Fußfall gethan und werde das

auch niemals thun.«

»Ja«, dachte ich, als ich mir das alles in's Gedächtnis rief, »warum sollte er mir es auch sagen? Er hat mich lieb und ich weiß es; und all' die Mühe, die er sich gibt, gleichgültig zu erscheinen, wird mich doch nicht von dem Gegenteil überzeugen.«

Diesen Abend sprach er wenig, aber jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick bewiesen mir, daß er mich liebte. Das einzige, was mich verstimmte, war, daß er es nicht für nötig zu halten schien, es so viel als möglich zu verbergen und sich kühl zu stellen. Nun alles so klar und deutlich war, wäre nichts einfacher gewesen, als so bald als möglich unser Glück zu genießen. Andererseits lebte ich auch ein wenig in der Besorgnis, daß er weniger Achtung vor mir haben würde, weil ich über den Zaun gesprungen war, um zu ihm zu gelangen.

Nach dem Thee ging ich zum Piano, wohin er mir folgte.

»Ja, das ist gut, spiele mir einmal etwas vor, Katia!« sagte er. »Es ist lange her, seit ich Dich zum letztenmale hörte.«

»Ich muß Sie zuerst etwas fragen . . . « begann ich und ihn ansehend, fragte ich hastig: »Sind Sie mir nicht böse?«

»Böse? Warum sollte ich böse sein?«

»Wegen dem, was ich heute mittag gethan habe«, entgegnete ich errötend. Er verstand mich und schüttelte lachend den Kopf, und ich las auf seinem Gesicht, daß er gerne etwas sagen wollte, dazu aber nicht imstande war.

»Sind wir also wieder gute Freunde?« fragte ich und ließ mich vor dem Piano nieder.«

»Nun, das will ich meinen.«

Der geräumige Saal wurde von keinem andern Lichte erhellt als von dem der beiden Wachskerzen auf dem Piano; der übrige Teil des Raumes war somit in ein Halbdunkel gehüllt. Durch die Fenster sah man den Garten hell vom Monde beschienen. Es ließ sich kein anderer Laut vernehmen, als der leichte Tritt Maschas in dem dunklen Teile des Saales und das Scharren des Pferdes von Serge Michailowitsch, das unter dem Fenster festgebunden war. Er setzte sich soweit hinter mich, daß ich ihn unmöglich sehen konnte. Ich spielte eine Sonate von Mozart, die er mir gegeben und ich mit ihm einstudiert hatte.

Ich war nicht bei meinem Spiele, aber trotzdem schien er damit zufrieden. Während meine Finger mechanisch über die Tasten glitten, sah ich mich nach ihm um. Sein Gesicht hob sich hell von dem

dunklen Hintergrunde ab. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und betrachtete mich aufmerksam mit seinen glänzenden Augen. Plötzlich hielt ich im Spiel inne, aber lächelnd beugte er sich über meine Noten, wie um mich zu bitten, fortzufahren.

Als ich geendigt hatte, stand der Mond hoch am Himmel und warf zu dem matten Schein der Kerzen sein silbernes Licht durch die Fenster. Mascha behauptete, mein Spiel sei außerordentlich schlecht gewesen und ich sei bei dem schönsten Takt stecken geblieben. Er dagegen fand, daß ich noch niemals so gut gespielt hätte, worauf er aufstand und im Saale auf- und abzugehen begann. Während er an mir vorüberging, sahen wir einen Augenblick einander lächelnd an und noch niemals zuvor hatte ich mich so glücklich gefühlt. Ich fiel Mascha um den Hals und küßte sie wiederholt herzlich.

»Was fehlt ihr denn heute?« fragte Mascha, ihn verwundert ansehend.

Er gab ihr keine Antwort darauf, obwohl er sehr gut den Grund meiner Aufregung erraten konnte.

»Sieh' doch nur, welch herrlicher Abend!« sagte er, sich durch die offenstehende Thüre auf die Terrasse begebend.

Wir gesellten uns zu ihm und es war wirklich ein

entzückender Anblick, der sich uns bot. Der Mond beleuchtete das ganze Haus in einer Weise, wie ich es später niemals wieder sah. Die Schatten des Daches und der Säulen dehnten sich über den breiten Pfad bis an die Rasenplätze aus; der Tau glitzerte auf Gräsern und Gesträuchen; die Blumen prangten in all ihrer Farbenpracht. Der Wechsel von Licht und Schatten in den Alleen rief einen zauberischen Effekt hervor und der Gipfel einer dicht neben dem Hause stehenden Pappel schien wie von einem Strahlenkranze umgeben und hob sich glänzend von dem dunkelblauen Firmaments ab.

»Sollten wir nicht einen Spaziergang durch den Park machen?« fragte ich.

Mascha hatte nichts dagegen, meinte aber, ich müsse erst Überschuhe anziehen.

»Nein, das ist ganz unnötig«, erwiderte ich. »Serge Michailowitsch wird mir den Arm reichen.«

Als ob das meine Füße vor dem Naßwerden hätte behüten können! Aber in diesem Augenblicke schien keines von uns dreien das Sonderbare meiner Antwort zu bemerken. Noch niemals hatte ich ihm den Arm gereicht, nun nahm ich den seinen, ohne daß er es auffallend zu finden schien. Wir verließen die Terrasse und unser alter Garten, der dunkelblaue

Himmel und die frische Luft, die wir atmeten — alles kam mir schöner vor, als gewöhnlich. Bald befanden wir uns im Park, wo die dünnen, abgefallenen Blätter unter unsern Füßen raschelten und die tiefhängenden Zweige mir über das Gesicht strichen. Er ging langsam und im gleichen Schritte neben mir; mein Arm ruhte in dem seinen und der Mond sah freundlich von der Höhe auf uns her nieder.

Ich sah zu ihm empor. Sein Gesicht war hell vom Monde beschienen. Wie kräftig und wie männlich war er und wie glücklich sah er aus . . . !

»Fürchtest Du Dich nicht so spät am Abend?« fragte er ruhig, aber für mich hatten diese einfachen Worte eine ganz andere Bedeutung. »Ich habe Dich lieb, mein Liebling«, sah ich in seinem Blicke, fühlte ich an seinem bebenden Arme, und der Mond, die Blumen, der Sternenhimmel — alles schien diese Worte zu wiederholen.

So wanderten wir durch den ganzen Park. Aber Mascha ging ermüdet und keuchend neben mir. Sie sagte, es sei Zeit zur Rückkehr und ich hatte Mitleid mit der armen Seele.

»Warum fühlt sie nicht dasselbe wie wir?« dachte ich. »Warum ist nicht jedermann und alles jung und glücklich?«

Wir kamen heim, aber er ging noch nicht fort. Wir sprachen über allerlei, meist unbedeutende Gegenstände, ohne zu bemerken, daß es schon drei Uhr war, und auch Mascha erinnerte uns nicht wieder daran.

Die Hähne hatten schon zum drittenmale ihren Weckruf vernehmen lassen, als er endlich ging. Er nahm wie gewöhnlich Abschied, ohne etwas Besonderes zu sagen? aber von diesem Tage an wußte ich, daß er mir ungeteilt angehörte.

Ich teilte Mascha alles mit. Sie war so erfreut darüber und so gerührt, daß sie keinen Schlaf finden konnte. Was mich anbelangt, so blieb ich die ganze Nacht auf der Terrasse und im Garten und suchte mir jeden Blick, jedes Wort nochmals vor die Seele zu rufen, während ich dieselben Wege einschlug, die ich zuvor mit ihm gegangen war. Zum erstenmale in meinem Leben sah ich die Sonne aufgehen. Nie habe ich wieder eine solche Nacht und einen solchen Sonnenaufgang erlebt. Ich war nur verwundert, warum er mir seine Liebe nicht gestanden hatte. Warum hält er das für unmöglich und warum nennt er sich alt, da er doch in Wahrheit so einfach, männlich und schön ist?«

»Katia, ich liebe Dich!« Ich würde ihm dann alles

gestehen . . . oder nein . . . ich würde nichts gestehen, sondern meine Arme um seinen Hals schlingen und in Thränen ausbrechen.

Aber wenn er mich nun nicht liebte und ich mich über seine Gefühle getäuscht hätte? Dieser Gedanke fuhr mir Plötzlich durch den Kopf.

Ich erschrak vor dem, was damals in mir vorging. Der Himmel weiß, wozu dies mich hätte führen können. Abermals trat mir das Ereignis im Kirschengarten vor die Seele und, mich selbst ermutigend, erinnerte ich mich unser beider Verlegenheit.

Die Thränen traten mir in die Augen und ein Gebet drängte sich auf meine Lippen. Darauf stieg ein seltsamer Gedanke in mir empor. Ich beschloß jetzt schon meine Tage religiöser Absonderung zu beginnen und meine Verlobung acht Tage nach meinem Geburtstag stattfinden zu lassen.

Wie würde dies geschehen? Wie würde es sich abwickeln? Ich wußte es nicht, wohl aber fühlte ich, daß es so sein würde.

Es wahr nunmehr vollständig Tag geworden und als ich mich auf mein Zimmer begab, erhob sich schon alles von seinem Lager.

IV.

Wir befanden uns in den Fasten vor Himmelfahrt und so war niemand im Hause verwundert über meinen Plan, meine Zeit der Absonderung jetzt schon zu beginnen.

Während dieser Zeit kam er kein einziges Mal zu uns, und weit entfernt davon, unzufrieden darüber zu sein, gewährte es mir Befriedigung, da ich ihn nicht vor meinem Geburtstage wiedersehen wollte.

Diese Woche stand ich jeden Tag sehr früh auf, um zur Kirche zu gehen. Während man den Wagen einspannte, spazierte ich durch den Garten und überlegte, was ich thun müsse, um am Abend über den verflossenen Tag zufrieden sein zu können und mir nichts vorwerfen zu müssen.

In der Kirche, welche drei Werst von unserem Landgute entfernt lag und wohin auch Mascha oder wohl auch eine Zofe mich begleitete, suchte ich so viel als möglich meine Seele zu dem Allerhöchsten zu erheben und aller Gläubigen in meinem Gebete zu gedenken.

In dieser frühen Morgenstunde waren meistens

nicht mehr als ein Dutzend Personen anwesend; gewöhnlich Bauern und Leibeigene, die ebenfalls ihre einsamen Religionsübungen hielten. So demütig als möglich erwiderte ich ihren ehrfurchtsvollen Gruß. Ich begab mich sogar nach dem Platze, wo die Kerzen aufbewahrt wurden (etwas, das ich nicht für eine Kleinigkeit betrachtete) und nahm sie eigenhändig von dem Küster entgegen.

Über der Ikonstase befanden sich zwei Engel, ganz mit glitzernden Sternen besät, die mir als kleinem Mädchen immer erstaunlich großartig erschienen waren, und eine Taube mit goldener Aureole hatte stets meine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Hinter dem Chor befand sich der alte, beulige Taufkessel, vor welchem ich schon unzählige male die Kinder unserer Drorovics hatte taufen sehen und vor welchem auch ich getauft worden war.

Der Priester erschien in seinem, aus dem Totenkleide meines Vaters gefertigten Meßgewande und seine Stimme, die ich, so lange ich zurückdenken konnte, schon gehört hatte, bei der Taufe Sonja's, bei dem Begräbnis meines Vaters und bei dem meiner Mutter, schallte nun wieder durch die Kirche. Wieder sah ich, wie seit vielen Jahren, ein altes Frauchen, das, immer auf demselben Platze stehend, ganz gebeugt an der Mauer gelehnt, ein altes verwaschenes

Tuch in der Hand, nach einem der Gemälde des Chor's blickte und mit ihrem zahnlosen Mund unverständliche Gebete murmelte.

Das alles erschien mir jetzt anders und neu, bekam einen tieferen Sinn und war in meinen Augen von einem prächtigen Nimbus der Heiligkeit umgeben.

Mit Andacht lauschte ich jedem Worte der Gebete und suchte deren Sinn zu erfassen. Wo ich nicht mehr verstand, setzte ich mein eigenes Gebet an die Stelle. Ich ging meiner ganzen Vergangenheit nach und sie schien mir jetzt düster und farblos im Vergleich zu dem Glücke, das die Zukunft mir verhieß; ich weinte über mich selbst und über meine Unterlassungen, aber ich fühlte, daß alles mir würde vergeben werden und daß, hätte ich mir noch viel mehr vorzuwerfen gehabt, meine Reue mir noch herrlicher erschienen wäre.

Als der Gottesdienst zu Ende war und der Priester uns seinen Segen gegeben hatte, senkte sich große Befriedigung in mein Gemüt nieder und ein wohlthätiges Gefühl der Ruhe und des Frieden's durchströmte mich.

Nachdem alles vorüber war, kam der Priester, um mich zu fragen, ob er nicht nachmittags den Gottesdienst verrichten und zu welcher Zeit dies

geschehen solle. Freundlich dankte ich ihm für seine Güte, sagte ihm aber auch zugleich, daß ich der Vesper in der Kirche beiwohnen werde.

»Sie wollen sich also dieser Mühe unterziehen?« fragte er verwundert.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, aus Furcht, ihm stolz zu erscheinen. Da Mascha nicht mitgegangen war, schickte ich den Wagen fort und ging zu Fuß nach Hause, mich möglichst bemühend, sanftmütig und bescheiden zu sein, wo ich konnte, Hilfe zu verleihen, Rat zu schaffen und durch Pfützen und Lachen zu schreiten, um anderen Platz zu machen; mit einem Worte, so viel als möglich für andere zu opfern.

Eines Abend hörte ich den Verwalter Mascha mitteilen, daß er einem Bauer — Simon — der ihn darum gebeten, Holz für den Sarg seiner verstorbenen Tochter und einen Rubel für das Begräbnis gegeben habe.

»Sind sie denn gar so arm?« fragte ich von Mitleid erfüllt.

»Sehr arm, gnädiges Fräulein, sie haben kein Salz¹« erwiderte der Verwalter.

Das Herz krampfte sich mir zusammen, dennoch aber war ich erfreut, es zu wissen. Ich ließ Mascha in

dem Wahne, daß ich einen Spaziergang machen wollte, eilte nach oben, nahm all' mein Geld (es war wenig, aber ich besaß nicht mehr) und ging so rasch, als möglich durch den Park nach dem Dorfe, um die Hütte Simon's aufzusuchen. Sie befand sich ganz am Ende. Ich näherte mich möglichst still, und ohne daß jemand es bemerken konnte, legte ich das Geld auf das Fensterbrett, worauf ich leise an die Scheiben pickte. Die Thüre knarrte und es kam jemand heraus und rief mich, aber ich ergriff die Flucht, als hätte ich Böses gethan, und zitterte vor Aufregung.

Mascha fragte mich, woher ich komme, aber ich gab ihr keine Antwort und beeilte mich auf mein Zimmer zu kommen, wo ich auf und nieder zu gehen begann, da ich zu erregt war, um mich mit etwas zu beschäftigen, und ich meine eigenen Empfindungen nicht gut analysieren konnte. Ich stellte mir die Freude jener armen Familie vor und war neugierig, was sie von der Person, die das Geld dort niedergelegt, sagen würden. Ich freute mich, daß sie niemals erfahren würden, wer es gewesen, dann ärgerte ich mich darüber, daß ich es ihnen nicht selbst eingehändigt, und fragte mich, wie wohl Serge Michailowitsch darüber denken würde.

Ich war so glücklich, daß ich jedermann, und somit auch mich selbst, mit der größten Barmherzigkeit und

Milde beurteilte. Die ganze Welt erschien mir liebenswert. Ich nahm mein Gebetbuch und las einige Kapitel. Die einfache, rührende Geschichte des heiligen Lebens, die Tiefe der Gedanken, die mir offenbart wurden, bewegten mich mehr als je. Ich dachte über meine eigene Umgebung nach und kam zu dem Schlusse, daß das Leben mir sehr leicht gemacht werde. Das Gebot, meinen Nächsten zu lieben, schien mir nicht schwer zu erfüllen, denn jedermann war gleich lieb und gut gegen mich; selbst Sonja, der ich noch immer Unterricht erteilte, war ganz verändert, that ihr Möglichstes und scheute sich, mir Verdruß zu bereiten; so war man also jetzt schon für mich das, was ich für andere sein wollte.

Nun war die Reihe daran, an meine Feinde zu denken, deren Vergebung ich erlangen mußte, ehe ich an dem seligen Abendmahle teilnehmen konnte. Ich konnte mich sonst niemandes erinnern, als einer Dame in der Nachbarschaft, die ich vor Jahren einmal im Beisein anderer Gäste ausgelacht und die seitdem jeglichen Umgang mit uns gemieden hatte. Ich schrieb ihr einen Brief, in welchem ich meine Schuld bekannte und sie um Verzeihung bat. Sie antwortete, daß Sie mir dieselbe gebe und bat mich um die meinige. Ich weinte vor Freude beim Lesen dieser einfachen Worte, die mir damals rührend und

gefühlvoll erschienen. Auch meine Zofe fing an zu weinen, als ich sie ebenfalls um Vergebung bat.

Warum war denn jedermann so lieb und gut gegen mich? Womit hatte ich so viel Zuneigung verdient. Unwillkürlich irrten meine Gedanken zu Serge Michailowitsch; diese Abirrung beunruhigte mich indessen nicht, denn ich dachte in anderer Weise an ihn, als jenen Abend, da ich zum erstenmale entdeckt, daß ich Liebe für ihn empfand. Ich betrachtete meine eigene Zukunft in Verbindung mit der seinigen.

Der überwältigende Eindruck, den seine Gegenwart auf mich ausgeübt, trat in den Hintergrund. Ich fühlte mich ihm gleich und von dem idealen Standpunkte aus, von welchem ich jetzt urteilte, verstand ich ihn vollkommen. Was mir in seinen Handlungen fremd erschienen war, wurde mir jetzt klar. Ich begriff nunmehr auch, was er gemeint hatte, als er sagte, das Glück bestehe darin, für andere zu leben, und ich war hierin vollkommen mit ihm eins. Ich bildete mir ein, daß wir miteinander einer ruhigen, friedlichen Zukunft entgegengingen.

An's Reisen in's Ausland dachte ich nicht mehr, weder an's Ausgehen, noch weltliche Vergnügungen; ich dachte nur an ein stilles, häusliches Leben, voll

der Selbstverleugnung und Demut gegen die Vorsehung.

Mein Geburtstag war nun genaht und damit war meine religiöse Absonderung vorüber. Als ich diesen Tag aus der Kirche kam, war ich so erfüllt von Hoffnung und Furcht, daß es mir ängstlich zumute wurde. Kaum war ich aus dem Wagen gestiegen, als ich auch schon das wohlbekannte Rollen von Serge Michailowitsch Kabriolett vernahm, und bald war er bei uns. Er gratulierte mir zum Geburtstage, worauf wir hineingingen.

Niemals seit unsrer erneuten Bekanntschaft hatte ich mich bei ihm so ruhig und friedlich gefühlt, wie diesen Morgen. Es war eine neue Welt in mir aufgegangen, die er nicht kannte und die hoch über ihm stand. Vielleicht begriff er, was in mir vorging, denn er war in ernster Stimmung und behandelte mich mit zärtlicher Achtung. Ich begab mich zu dem Piano, aber er schloß es und steckte den Schlüssel zu sich.

»Nein«, sagte er freundlich, »verscheuche die Stimmung nicht, in der Du Dich jetzt befindest. In Deinem Innern herrscht eine Harmonie, die von keiner anderen erreicht werden kann.«

Ich war ihm für diese zarte Bemerkung dankbar,

zugleich aber auch etwas enttäuscht darüber, daß er meine geheimsten Gedanken, die ich vor jedermann verborgen wähnte, so leicht zu erraten verstand und so klar und deutlich begriff, was in mir vorging.

Nach dem Mittagmahle sagte er, er sei nicht allein gekommen, um mir zum Geburtstag zu gratulieren, sondern auch zugleich Abschied zu nehmen, da er am nächsten Tage nach Moskau zu reisen gedenke. Er machte diese Mitteilung Mascha, sah mich aber dabei verstohlen an, als wollte er den Ausdruck meines Gesichtes beobachten. Ich war darüber weder erschreckt, noch verwundert und fragte ihn sogar, ob er lange wegzubleiben gedenke. Ich begriff, daß er etwas derartiges sagen würde, wußte zugleich aber auch, daß es nicht so kommen würde. Woher wußte ich das? Ich kann hierüber keine Erklärung geben, aber an diesem denkwürdigen Tage verstand ich das Vergangene und wußte, was kommen würde. Die Zukunft stand mir wie ein leuchtendes Bild vor der Seele.

Er hatte die Absicht geäußert, gleich nach dem Essen zu gehen, aber Mascha hielt ihr Mittagschläfchen und so war er genötigt, zu warten, um auch von ihr Abschied nehmen zu können.

Die Sonne schien voll in den Salon und deshalb

begaben wir uns auf die Terrasse. Als wir uns dort nieder gelassen, begann ich mit größter Ruhe das Gespräch, das über unser beider Los entscheiden sollte. Ich fing an zu sprechen und nichts störte den Lauf meines Gedanken. Jetzt noch kann ich nicht begreifen, wie ich so ruhig und treffend die Worte zu finden wußte. Es war, als sei etwas in meinen Innern, das mir zuflüsterte, was ich zu sagen hatte.

Er saß mir gegenüber und riß eine Weinranke ab, von der er die Blätter abpflückte. Sobald ich zu sprechen begann, ließ er sie fallen und bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Dieses Benehmen konnte ebensowohl der Ausdruck vollkommener Ruhe, als auch heftiger Gemütsbewegung sein.

»Warum wollen Sie abreisen?« fragte ich ihn, meine Augen starr auf ihn richtend.

»In Geschäften«, gab er zögernd und nach langem Warten zur Antwort.

Ich begriff, daß es ihm nach meiner so deutlich ausgesprochenen Frage schwer fiel, zu heucheln.

»Hören Sie einmal«, versetzte ich, »Sie wissen, was dieser Tag für mich ist; in vielen Hinsichten ist er sehr wichtig. Wenn ich also heute diese Frage an Sie stelle, so geschieht es nicht allein aus gewöhnlichem Interesse — Sie wissen, daß ich Sie

als Freund betrachte und Sie hochschätze — aber in diesem Falle verlange ich wirklich die Wahrheit zu erfahren, also noch einmal: warum wollen Sie abreisen?«

»Es ist für mich sehr schwer, die volle Wahrheit zu sagen. Diese Woche habe ich viel an Dich und auch an mich gedacht . . . und da wurde es mir klar, daß ich von hier fort muß. Du weißt warum . . . und achtest Du mich wirklich, so frage nicht weiter.«

Er strich sich mit der Hand über die Stirne und bedeckte dann sein Gesicht wieder damit.

»Es ist sehr hart für mich . . . aber Du begreifst Wohl, Katia . . . «

»Nein, ich begreife nichts«, rief ich klopfenden Herzens aus, »aber sprechen Sie . . . sprechen Sie um des Himmels willen . . . ich kann alles hören.«

Er veränderte seine Stellung, hob die Weinranke wieder auf und sah mich an.

»Obwohl es sehr schwer in Worte zu fassen ist, so will ich mich doch bemühen, Dir eine Erklärung zu geben«, sagte er mit einem schmerzlichen Zug auf seinem Gesicht.

»Nun?« fragte ich gespannt.

»Stelle Dir einen Herren vor — nennen wir ihn A., alt und schon halb und halb des Lebens müde, und

eine jugendliche Dame, B., die, jung und glücklich, das Leben noch nicht kennt. Infolge alter Beziehungen liebt er sie wie eine Tochter und der Gedanke stieg nicht in ihm auf, daß er sie jemals in anderer Weise würde lieben können.«

Er schwieg, da ich aber keine Antwort gab, fuhr er fort, ohne mich anzusehen.

»Zum Unglück begann dies alles allmählich in den Hintergrund zu treten. Er vergaß endlich ganz, daß er sie als Tochter zu betrachten hatte, und erschrak nicht wenig, als er eines Tages zu der Entdeckung kam, daß ein ganz anderes Gefühl sich in sein Herz geschlichen hatte. Diese Entdeckung drückte ihn bleischwer nieder. Er fürchtete, ihre beiderseitige alte Freundschaft in Gefahr zu bringen und beschloß so rasch als möglich zu entfliehen.«

Nach diesen Worten verbarg er wieder das Gesicht in der Hand.

»Und warum fürchtete er so sehr, sie in anderer Weise zu lieben?« fragte ich, mich möglichst bemügend, meine Bewegung zu unterdrücken und ruhig zu sprechen, dadurch aber wurde meine Stimme unsicher und erschien ihm in meinem Tone etwas scherzend, denn als ob er sich gekränkt fühlte, versetzte er:

»Du bist jung und ich bin es nicht mehr. Du kannst noch mit einem solchen Gefühle spielen, ich kann und will das nicht. Ich möchte mich in keinem Falle dem aussetzen und von Deiner Seite wäre das unverantwortlich. Hier hast Du, was A. antworten würde, aber das ist nun alles nur Thorheit. Jetzt wirst Du begreifen, warum ich gehe, und sprechen wir lieber nicht mehr davon . . . «

»Ja, gewiß werden wir rechtschaffen darüber sprechen!« rief ich mit vor Thränen erstickter Stimme. »Liebte sie ihn, ja oder nein?«

Darauf gab er keine Antwort.

»Er hätte mit ihr nicht wie mit einem Kinde spielen dürfen«, rief ich ärgerlich aus.

»Ja, A. ist in dieser Beziehung sehr schuldig gewesen«, fiel er mir in die Rede; »aber es ist jetzt alles vorüber . . . und sie sind als gute Freunde von einander geschieden.

»Aber das ist entsetzlich!« rief ich erschreckt. »Ist denn kein anderes Ende möglich?«

»Ja, es ist ein anderes möglich«, entgegnete er, mich starr ansehend, »sogar deren zwei, aber falle mir nicht in die Rede und laß mich ruhig aussprechen. »Manche behaupten«, fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, »daß A. wahnsinnig

geworden sei, weil er B. leidenschaftlich liebte, es ihr gestand und . . . sie ihn auslachte. Für sie war es ein Spiel, für ihn das zukünftige Glück seines ferneren Lebens gewesen.«

Ich schauderte und wollte ihm in die Rede fallen, um ihm zu sagen, daß er kein Recht habe, so zu sprechen, aber er hielt mich zurück, und legte seine Hand auf meinen Arm.

»Warte etwas«, versetzte er; »andere sagen, daß sie Mitleid mit ihm hätte und daß sie — das arme Kind — die Welt nicht kennend, sich einbildete, ihn zu lieben, und darein willige, seine Frau zu werden. Und er . . . er war thöricht genug, es zu glauben . . . zu glauben, daß er sein Leben auf's neue beginnen könne. Später entdeckte er, daß sie sich beide getäuscht hatten . . . Aber schweigen wir lieber über das Weitere«, schloß er, offenbar außerstande, das Gespräch fortzusetzen, während er wieder mir gegenüber Platz nahm.

»Schweigen wir über das Weitere«, hatte er gesagt, aber es war klar, daß er vor Verlangen brannte, meine Antwort zu hören. Und ich wollte wirklich sprechen, aber es war mir unmöglich. Ich sah, daß seine Lippen bebten, und ich hatte unsägliches Mitleid mit ihm. Mit der größten Anstrengung gelang es mir,

schließlich das Schweigen zu brechen, und fast atemlos begann ich langsam:

»Es ist noch ein drittes Ende für die Geschichte zu finden . . . « hier hielt ich inne, aber er verharrte in Schweigen. »Und dieses Ende ist . . . daß er sie eigentlich nicht genug liebte und deshalb fortgehen wollte . . . daß er sogar stolz darauf war, sie mißleitet und unglücklich gemacht zu haben . . . denn vom ersten Tage an hatte ich Dich lieb!« rief ich mit einem so wilden Schrei, daß ich selbst darüber erschrak.

Todesbleich stand er vor mir, seine Lippen fingen noch heftiger an zu beben, und seine Augen wurden feucht.

»Wie grausam warst Du!« rief ich fast erstickend unter zurückgehaltenen Thränen. »Und warum . . . «

Ich eilte zur Thüre, aber schon war er mir zuvor und noch ehe ich recht zur Besinnung kam, lag sein Kopf auf meinem Schoße und küßte er meine zitternden Hände.

»Mein Gott, hätte ich das gewußt!« flüsterte er.

»Warum? Warum?« wiederholte ich mechanisch, während eine nie empfundene Seligkeit mich durchströmte und ich einen jener seltenen Augenblicke erlebte, die, wenn sie einmal vor über,

nimmer wiederkehren.

Fünf Minuten später rannte Sonja die Treppen hinauf, um Mascha und allen, die sie nur finden konnte, zu erzählen, daß Katia und Serge Michailowitsch sich heiraten würden.

V.

Es gab keinen Grund, unsere Hochzeit aufzuschieben, und keines von uns beiden wünschte das. Mascha wollte nach Moskau, um meine Ausstattung zu bestellen, und Serge's Mutter verlangte, daß ihr Sohn sich erst neue Möbel und Wagen anschaffen und sein ganzes Haus neu herrichten lassen sollte. Aber wir baten, das alles für später aufzuschieben, und drängten darauf, daß unsere Hochzeit vierzehn Tage nach meinem Geburtstage in aller Stille stattfinden sollte. Wir verlangten keinen Lärm, weder Musik, noch Festlichkeiten, noch Gäste, keine von jenen Sorgen, die gewöhnlich mit einer Hochzeitsfeierlichkeit verbunden sind. Er teilte mir mit, seine Mutter sei sehr unzufrieden darüber, daß alles so einfach ohne Gepränge verlaufen solle, und namentlich ohne daß alles im Hause erneuert werde, wie es der Fall gewesen, als sie geheiratet hatte, wo darauf dreißig tausend Rubel waren verwendet worden. Für später habe sie schon alles mit Mariutschka, der Wirtschafterin, besprochen und angeordnet, welche Tapeten, Gardinen, Service sie als unentbehrlich für

unser zukünftiges Glück betrachte.

Mascha that ganz dasselbe in Bezug auf unser Gut Kusminitsa, und in dieser Beziehung verstand sie keinen Spaß. Sie fand es gut und sehr natürlich, daß Serge und ich von unserer Liebe plauderten, wie es unter solchen Umständen Gewohnheit ist, aber sie war überzeugt, daß unser wirkliches Glück abhing von der guten Einrichtung unserer Wohnung und der höheren oder geringeren Kostbarkeit der Möbel, des Silber- und Tafelzeuges 2c.

Zwischen Pokrowsky und Nikolsky fand ununterbrochen ein geheimnisvoller Verkehr statt. Briefe, Mitteilungen wurden gewechselt über die wichtige Frage, wie alles geordnet und geregelt werden müsse und obwohl äußerlich ein sehr gutes Verständnis zwischen Mascha und Serge's Mutter zu herrschen schien, so waren doch dann und wann kleine, feindselige Scharmützel zu beobachten.

Tatiana Semenowna, seine Mutter, die ich nun näher kennen gelernt hatte, war eine Frau von altem Schrot und Korn, streng und steif in ihrem Benehmen. Nicht allein als Sohn liebte Serge sie sehr, sondern er schien zugleich auch in ihr die beste, edelste und zärtlichste aller Frauen zu sehen. Gegen uns war sie stets zuvorkommend und freundlich

gewesen und hatte sich besonders liebevoll gegen mich erwiesen, was nicht hinderte, daß sie, als ich die Braut ihres Sohnes wurde, mir nicht undeutlich zu verstehen gab, ich dürfe niemals aus dem Auge verlieren, daß er noch eine viel bessere Partie hätte machen können. Ich verstand sie vollkommen und war vollständig mit ihr eins.

Während dieser vierzehn Tage kam er täglich, blieb meistens zum Diner und ging erst abends spät nach Hause. Obwohl er mir oft wiederholte, nicht ohne mich leben zu können, und ich wußte, daß er die Wahrheit sprach, so war er doch niemals den ganzen Tag bei mir und fuhr in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen fort. Unser beiderseitiges Verhältnis blieb, wie es zuvor war, und er vermied es sogar, mit mir allein zu bleiben, als fürchte er, sich nicht genug beherrschen zu können.

Das Wetter war während all' dieser Tage sehr regnerisch gewesen und den größten Teil des Tages mußten wir im Hause zubringen. Unsere Gespräche fanden meistens am Fenster statt, wo auch das Piano stand.

»Ich wollte mit Dir«, begann er einmal, als wir wieder in diesem traulichen Winkel saßen, »schon längst über etwas sprechen. Wenn Du vor dem Piano

saßest, dachte ich fort während darüber nach.«

»Nein, sage es lieber nicht, ich weiß doch alles«, er widerte ich.

»Ja, das ist wahr — fangen wir nicht mehr davon an.«

»Nein, sag' es doch lieber, was ist es?«

»Erinnerst Du Dich dessen noch, was ich Dir von A. und B. erzählte?«

»Ich sollte mich dieser dummen Geschichte nicht erinnern? Es ist ein Glück, daß sie wenigstens so geendet hat . . . «

»Ja, es hätte wenig gefehlt und ich hätte mein Glück eigenhändig verspielt — Du hast mich gerettet, das schlimmste aber ist, daß ich Dir damals nicht alles gesagt habe — jetzt werde ich Dir noch mehr erzählen.«

»O nein, sage lieber nichts!«

»Du hast nichts zu fürchten«, sagte er lächelnd, »aber ich muß mich doch rechtfertigen und noch einmal darauf zurückkommen. Was ich damals vorbrachte, war so ganz thöricht nicht. Alles von Dir zu empfangen, und so wenig wieder geben zu können! Du bist fast noch ein Kind, die Knospe, die noch nicht ganz entfaltet ist — Du liebst zum erstenmale, während ich . . . «

»O ja, erzähle mir alles«, rief ich plötzlich, fürchtete dann aber seine Antwort. »Nein, nein, ich will nichts wissen.«

»Ob ich früher schon geliebt habe? Ist es das?« fragte er, sofort meine Gedanken erratend. »Darauf kann ich Dir der Wahrheit gemäß, antworten. Nein, noch niemals habe ich wirklich geliebt . . . nichts, was einigermaßen dem gleicht, daß ich jetzt empfinde . . . Du siehst also, daß ich lange darüber nachdenken mußte, bevor ich Dir meine Liebe gestehen durfte. Denn was biete ich Dir eigentlich? Liebe, das ist alles.«

»Nennst Du das wenig?« fragte ich, zu ihm empor schauend.

»Ja, für Dich ist das wenig, mein Liebling . . . für Dich, der Du im Besitze von Jugend und Schönheit bist. Mein außerordentlich Glück nimmt mir nachts oft den Schlaf. Ich frage mich dann, wie wir miteinander leben werden. Vieles habe ich schon gesehen und erfahren, aber jetzt erst werde ich das wahre Glück kennen lernen. Ein ruhiges, friedliches Leben in unserem verborgenen Winkel, mit der Aussicht, denen, die dasselbe so wenig gewöhnt sind und desselben so sehr bedürfen, Trost und Hilfe zu gewähren; dazu ein thätiges Leben, welchem nur

gutes entspringen kann; zur Erheiterung und Zerstreuung die schöne Natur, Bücher, Musik, der Verkehr mit einigen guten Freunden und vor allen Dingen eine liebevolle Gattin und vielleicht Kinder — mit einem Worte, alles, was ein Mann sich mit der Aussicht auf die Möglichkeit nur wünschen kann!«

»Nun?« fragte ich.

»Ja, das ist nun alles gut für mich, der ich nicht jung mehr bin, aber für Dich? Hier ist es etwas ganz anderes. Dein Leben nimmt erst jetzt seinen Anfang. Später würdest Du vielleicht Dein Glück in etwas ganz anderem gesucht haben. Jetzt glaubst Du es schon gefunden zu haben, weil Du mich liebst . . . «

»Nein, ich habe niemals nach etwas anderem verlangt, als gerade nach solch einem stillen, häuslichen Leben, wie Du es soeben beschrieben hast.«

»Das scheint Dir jetzt so, mein Liebling«, erwiderte er mit einem Lächeln. »Aber für Dich wird es, fürchte ich, nicht genügend sein. Du bist so jung und schön«, wieder holte er leise, nachdenklich vor sich hinstarrend.

Ich fing an ärgerlich zu werden darüber, daß er mir nicht glauben wollte, und fand, daß er geneigt sei, mir meine Jugend und Schönheit vorzuwerfen.

»Warum liebst Du mich?« fragte ich lebhaft. »Nur weil ich jung und schön bin, oder hast Du mich um meiner selbst willen lieb?«

»Das weiß ich nicht, aber lieb habe ich Dich!« sagte er, mich mit einem zärtlichen, durchdringenden Blicke ansehend.

Ich antwortete nichts, sondern bekam mit einem Male eine sonderbare Empfindung. Ich sah nichts mehr von dem, was sich rings um mich befand, selbst sein Gesicht verschwand, nur seine Augen blieben auf die meinen gerichtet und schienen gleichsam mich zu durchdringen. Ich wurde so verlegen, daß ich meine Augen schloß, um mich diesem Blicke zu entziehen, der mich halb bezauberte, halb beängstigte.

Am Abend des Tages vor der Hochzeit begann sich das Wetter etwas aufzuklären; es war der erste schöne Herbstabend. Der Himmel war hell und blau geworden. Ich ging zu Bette, erfreut darüber, daß das Wetter am Tage meiner Trauung schön sein würde. Am Morgen erwachte ich mit einem Gefühle der Verwunderung darüber, daß dieser Tag schon angebrochen sein sollte. Ich ging in den Garten. Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen und schien durch die Bäume des Parkes, der schon überall mit

gelbem, abgefallenem Laube bestreut war. Kein Wölklein schwamm in der Luft.

»Ist es wirklich heute?« fragte ich, fast an meinem Glücke zweifelnd. »Soll ich morgen früh nicht mehr hier sein, sondern in dem fremden Nikolsky mit seinen dicken Säulen erwachen? Werde ich jetzt nicht mehr auf ihn zu warten und ihm entgegenzugehen brauchen? Werde ich abends nicht mehr mit Mascha von ihm sprechen? Nicht mehr im Salon auf Pokrowsky mit ihm vor dem Piano sitzen? Nein, denn gestern sagte er ja, daß er nun zum letztenmale hierher käme, und Mascha ließ mich mein Brautkleid anprobieren.« Trotzdem konnte ich fast nicht glauben, daß ich denselben Tag noch mit einer Schwiegermutter leben würde, ohne Mascha, ohne Nodine, ohne den alten Gregorius; daß ich Sonja keinen Unterricht mehr geben, nicht mehr mit ihr spielen, nicht mehr des Morgens an die Wand pochen würde, um dann in ihr helles Lachen mit einzustimmen. War es heute, daß ich ein neues Leben beginnen und nicht mehr mir selbst angehören sollte?

Ungeduldig sehnte ich mich nach Serges Ankunft, denn es belästigte mich, länger mit diesen Gedanken allein zu bleiben. Zum Glück kam er frühe, und erst als ich ihn erblickte, war ich überzeugt, daß ich diesen Tag seine Frau werden würde, und erst dann

waren meine Sorgen verschwunden.

Vor dem Mittagessen begaben wir uns alle in die Kirche, um der Messe für meinen Vater beizuwohnen.

»Hätte' er diesen Tag noch erlebt!« dachte ich auf dem Heimwege und lehnte schweigend auf dem Arme dessen, der sein bester Freund gewesen war. Während man die Gebete sprach, hatte ich mir das Bild meines Vaters so lebhaft vor die Seele geführt, daß es mir war, als senke er sich hernieder, um meine Wahl zu segnen.

Ich stellte mir vor, das alles werde ebenso empfunden und verstanden von dem, der mich jetzt begleitete. Langsam und schweigend schritt er neben mir einher und auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck, der innig mit meiner Gemütsstimmung harmonierte.

Er wendete sich zu mir und schien etwas sagen zu wollen. »Wenn er nur nicht über das spräche, was mich erfüllt!« dachte ich. Aber als ob er wüßte, was in mir vorging, begann er sofort von meinem Vater zu sprechen und sogar, ohne seinen Namen zu nennen.

»»Einst wirst Du meine kleine Katia heiraten,« hat er vor Jahren einmal zu mir gesagt.«

»Wie glücklich wäre er heute!« sagte ich, mich fester an ihn schmiegend.

»Damals warst Du noch klein«, fuhr er fort, mich zärtlich betrachtend. »Ich küßte diese klaren Augen und hatte sie nur deshalb lieb, weil sie so sehr den seinen glichen. Wie wenig dachte ich daran, daß sie dereinst mir um ihrer selbst willen so teuer werden würden!«

Langsam setzten wir unsere Wanderung auf dem unebenen, kaum gebahnten Pfade fort. Wir hörten keinen anderen Laut, als den unserer eigenen Schritte und Stimmen. Die Sonne überflutete alles mit ihrer goldigen Glut. Es war mir, als ob wir allein unter dem blauen Himmel, allein in der Natur, allein im Weltall uns befänden.

Daheim angekommen, vernahmen wir, daß Serge's Mutter und die übrigen Gäste, die wir notgedrungen hatten einladen müssen, schon erschienen seien, und ich war nicht eher wieder mit ihm allein, als bis wir, von der Trauung kommend, in den Wagen stiegen, der uns nach Nikolsky bringen sollte.

Die Kirche war fast leer. Ich sah seine Mutter und Mascha, deren Augen voll Thränen standen, auf einem Teppich neben dem Chor Platz nehmen, und zwei oder drei ehemalige Leibeigene, die mich neugierig anstarrten. Ich hörte die Gebete, wiederholte sie mechanisch, ohne indessen ein Wort

davon zu verstehen. Wie geistesabwesend starrte ich auf die Bilder, auf den Priester und auf die Fenster der Kirche, ohne daß mir etwas zum Bewußtsein kam. Ich wußte nur, daß etwas Außerordentliches mit mir vorging. Der Priester trat mit dem Kreuze auf uns zu und sagte, daß Gott ihm vergönnt habe, mich zu taufen, und daß er jetzt auch so glücklich sei, mich getraut zu haben.

Mascha und Serge's Mutter umarmten mich beide. Ich hörte Gregorius' Stimme, der den Wagen vorfahren ließ, und ich war verwundert und erschreckt darüber, daß alles vorbei war, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hatte. Wir reichten einander den ersten Kuß, der mir so sonderbar vorkam, und so ganz fremd dem, was in unseren Gemütern vorging, daß ich bei mir selbst dachte: »Ist das nun alles?«

Wir gingen hinaus und der sanfte Zephyr schmeichelte um meine Wangen. Er half mir, seinen Hut in der Hand haltend, in den Wagen. Durch das Fensterchen sah ich den Mond hell am Himmel stehen. Er setzte sich neben mich und schloß den Schlag. Darin lag in diesem Momente etwas, das mich unangenehm berührte, als ob die entschiedene Weise, in der es that, beleidigend für mich gewesen wäre.

Die Räder rasselten holpernd über einige Steine, worauf wir, auf weicheren Boden gekommen, gleichmäßiger dahin fuhren. Ich saß in meiner Ecke und sah hinaus auf die vom Monde beleuchtete Landschaft. Ohne ihn zu sehen, fühlte ich doch, daß er neben mir saß. »Ist das nun alles, was mir dieses erste Beisammensein gibt, von welchem ich mir so viel vorgestellt habe?« dachte ich mit einem Gefühle der Enttäuschung und es zu gleicher Zeit gewissermaßen als eine Kränkung empfindend, daß ich so allein mit ihm war und er so dicht neben mir saß. Ich wendete mich zu ihm, um ihm — ich weiß selbst nicht was — zu sagen, konnte, aber kein Wort hervorbringen. Es war mir, als ob ich keine Spur mehr von meiner früheren Liebe für ihn empfände.

»Bis jetzt habe ich fast gar nicht zu glauben gewagt, daß alles Wirklichkeit und kein Traum sei«, sagte er zärtlich als Antwort auf meinen Blick.

»Und ich fühlte mich so beängstigt, ohne zu wissen warum.«

»Angst vor mir, Katia?« versetzte er, meine Hand er greifend und sich über sie neigend.

Meine Hand lag wie leblos in der seinen, mein Herz war wie erstarrt und hörte fast auf zu klopfen.

»Ja«, flüsterte ich.

Aber plötzlich begann das Blut wieder warm durch meine Adern zu strömen und mein Herz aufs neue kräftig zu klopfen. Zitternd ergriff ich seine Hand. Meine Augen suchten die seinen und alle Angst war verschwunden. Ich begriff nun, daß dies auch Liebe war, aber anders und mächtiger als sonst. Ich war glücklich, ihm mit der ganzen Hingabe meiner selbst angehören zu können.

VI.

Die ersten Tage und Wochen flogen gleich einem Traum vorüber. Schon zwei Monate ununterbrochenen Glückes, groß genug, um ein ganzes Leben aufzuhalten, waren sozusagen unbemerkt verstrichen. Von den Plänen und Vorsätzen, die wir uns in Bezug auf die Gestaltung unseres praktischen Lebens gebildet, war nicht viel zur Verwirklichung gelangt, aber wenn auch die Wirklichkeit nicht ganz unseren hochgespannten Erwartungen entsprach, so blieb dieselbe doch auch nicht weit hinter dem zurück, das wir uns von ihr vorgestellt hatten.

Anstatt nun, wie ich mir früher gedacht, einem Leben der Thätigkeit, Selbstverleugnung und Aufopferung entgegen zu gehen, wurde es dagegen ein Leben gänzlichen Aufgehens in der selbstsüchtigen, alles überwältigenden Macht der Liebe; das was draußen war, existierte für uns nicht mehr. Obwohl er von Zeit zu Zeit in seinem Studierzimmer arbeitete, zur Stadt ging und die Oberaufsicht über unsere Besitzungen ausübte, so sah ich deutlich, wie viel Mühe es ihm kostete, sich,

wenn auch nur für kurze Zeit, von mir zu entfernen. Er gestand mir, daß er wenig Interesse mehr hege für das, was mich nicht persönlich betraf, und daß es ihn langweile, sich mit etwas anderem beschäftigen zu müssen.

Mit mir war dasselbe der Fall. Ich versuchte zu musizieren, zu lesen, mich mit Mama zu unterhalten, die Schulen zu besuchen, aber ich that das nur deshalb, weil es mir sein Lob eintrug, denn sobald ich etwas thun mußte, das ganz ohne ihn vor sich ging, war es mir nicht möglich, es gehörig zu Ende zu führen. Er war für mich die ganze Welt und in ihm erblickte ich das beste und edelste Wesen in dieser Welt. Es war mir also nicht möglich, für etwas anderes zu leben, und ich konnte weiter kein Bestreben hegen, als das, seiner würdig zu bleiben. Denn da er in gleicher Weise mich beurteilte und mich begabt wähnte mit allen möglichen schönen und guten Eigenschaften, so that ich natürlich mein möglichstes, dieses edle, reich begabte Wesen für ihn zu sein.

Unser Haus war eines jener alten Landgüter, auf welchem eine Reihe von Vorfahren gelebt, geliebt und gelitten hatten. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten und ich fühlte mich schon ganz heimisch. Tatiana Semenowna hatte alles nach

altmodischem Brauche eingerichtet. Man konnte nicht sagen, daß es luxuriös, noch weniger, daß es elegant war, aber es sah ehrwürdig aus, und es war ein großes Maß von Überfluß und Komfort vorhanden, Die Möbel des großen Salons standen steif an den Wänden geschart, die mit alten Familiengemälden geschmückt waren, und der Flur war mit dicken Teppichen bedeckt.

In dem kleinen Salon befand sich ein altes Flügelpiano, zwei riesige Buffets von verschiedener Form, ein Sopha und einige mit Kupfer eingelegte Tische. Mein eigenes Zimmer das Tatiana Semenowna in Stand gesetzt, enthielt die prächtigsten Möbel aus verschiedenen Zeitperioden, u. a. einen großen, alten Pfeilerspiegel, in den ich anfangs nur verstohlen zu gucken wagte, der mir aber später sehr schätzenswert wurde und den ich nicht gerne entbehrt hätte. Niemals hörte man Tatiana in befehlendem Tone reden und doch ging alles in der größten Ordnung und Regelmäßigkeit vor sich, obwohl mehr Bediente vorhanden waren, als eigentlich gebraucht wurden. Aber das ganze Personal mußte Filzschuhe ohne Absätze tragen, da Tatiana Semenowna behauptete, daß knarrende Schuhe und klirrende Absätze ein unausstehliches Geräusch verursachten. Alle Dienstboten schienen

sehr zufrieden zu sein und hegten großen Respekt vor der alten Dame. Gegen meinen Gatten und mich waren sie die Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit selbst und jeder that still und heiter seine Pflicht. Alle Samstage wurden die Dielen gebohnt und die Teppiche ausgeklopft. Am ersten Tage eines jeden Monats wurde ein Tedeum gesungen und an den Geburtstagen Tatiana Semenowna's und ihres Sohnes, wozu nun auch noch der meine kam, fand ein großes Diner statt, zu welchem die ganze Nachbarschaft ein geladen wurde, wie das von altersher der Brauch war. Mein Gatte bekümmerte sich niemals um häusliche Angelegenheiten, um so mehr aber um alles, was die Landwirtschaft und die Bauern betraf. Er stand früh auf, selbst im Winter, sodaß ich ihn bei meinem Erwachen selten sah.

Er kam zurück, um mit mir zu frühstücken, und da das Lästigste und Unangenehmste seiner Geschäfte gethan war, befand er sich meistens in sehr aufgeräumter Stimmung. Dann war er in einem seiner »Lustigkeitsanfälle«. Fragte ich, was er schon in aller Frühe verrichtet habe, so bekam ich eine Liste der drolligsten Dinge zu hören, worüber wir beide in Lachen ausbrachen; bat ich ihn dann um einen Bericht, so begann er lächelnd zu erzählen. Ich sah ihn dann aufmerksam an, verstand aber kein Wort

von dem, das er sagte, da ich nur dem Klange seiner Stimme lauschte und den Ausdruck seines Gesichtes studierte.

»Sag' mir einmal, was ich Dir jetzt alles erzählt habe?« fragte er lachend. Aber ich konnte kein Wort davon wieder holen.

Tatiana Semenowna erschien nur beim Mittagessen. Sie frühstückte in ihren eigenen Gemächern und ließ uns regelmäßig durch eine ihrer Zofen ihren Morgengruß überbringen. Ich mußte immer lachen, wenn dieselbe erschien und uns im Namen ihrer Herrin feierlich fragte, wie wir geschlafen hätten und wie das Frühstück uns bekommen sei. Nach dem Frühstück blieb ich allein und beschäftigte mich mit Lesen oder Pianospiele, während er zu schreiben hatte oder wohl auch ausgehen mußte.

Um vier Uhr begann das Mittagessen und begaben wir uns in den großen Salon. Mama erschien dann zugleich mit den bedürftigen Verwandten und Bekannten, deren immer zwei oder drei bei uns zu Gäste waren. Nach altem Brauche bot mein Gatte seiner Mutter den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen, aber vom ersten Tage an hatte sie ihn gebeten, mir den andern Arm zu reichen.

Mama war gewöhnt, bei Tische vorzusitzen und das Gespräch war meistens gemessen und ernst, selbst nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. Nur mein Gatte und ich brachten hierin eine Abwechslung, wodurch der allgemeine Ton weniger feierlich und steif wurde. Nach dem Essen ging Mama gewöhnlich in den Salon zurück, ließ sich in einen Fauteuil nieder und beschäftigte sich damit, die neu angekommenen Bücher und Zeitschriften aufzuschneiden.

Ich und Serge gingen dann in den kleinen Salon, um gemeinsam etwas zu lesen oder zu musizieren. Wir lasen damals sehr viel, aber die Musik blieb doch unsere liebste Erholung, die immer neue Empfindungen in uns zu erwecken wußte und uns gewissermaßen immer mehr einander offenbarte. Spielte ich seine Lieblingsstücke, so setzte er sich in einer entfernten Ecke des Salons nieder, wo ich ihn nicht sehen konnte.

Den mächtigen Eindruck, den die Musik auf ihn machte, wollte er soviel als möglich verbergen, aber gerade in dem Augenblicke, da er am wenigsten darauf gefaßt war, erhob ich mich von dem Piano, schritt unerwartet auf ihn zu, um auf seinem Gesicht die Spuren seiner Bewegung zu beobachten; nicht selten sah ich dann seine glänzenden Augen, die er

vergebens vor mir zu verbergen suchte, feucht werden.

Des Abends kamen wir alle wieder im großen Salon zusammen, wo ich den Tee einschenkte. Es dauerte lange, bis ich meine Verlegenheit dabei überwinden konnte. Ich hielt mich selbst für zu jung, zu unbedacht, um mir ruhig die Handhabung eines so riesigen Samowars anvertraut zu sehen, Tassen und Gläser vollgießen und sie altern Leuten reichen zu müssen. Ich war zu schüchtern, um ein Glas auf die Platte zu stellen und dabei in feierlichem Tone zu sagen: »Für Peter Ivanowitsch«, oder »Für Maria Minichna«, oder den Zucker der alten Zofe oder anderen Dienst boten reichen zu müssen, wenn ich nicht genug in die Tasse gethan hatte und sie auf eine diesbezügliche Frage verneinend antworteten.

»Du thust Dein möglichstes«, sagte mein Gatte dann wohl mitunter, »ganz, wie eine vollendete Dame!« Das machte mich noch verlegener.

Nach dem Tee spielte Mama Patience oder ließ sich von Marie Minichna die Karten legen; dann umarmte sie uns und begab sich in ihre eigenen Gemächer. Oft blieben wir bis spät in die Nacht beisammen sitzen und das war unsere vergnügteste Zeit. Er erzählte mir aus seiner Vergangenheit; wir

schmiedeten Pläne für die Zukunft und sprachen so leise als möglich, um nicht gehört zu werden.

Wir lebten fast wie Fremde in diesem großen, alten Gebäude, wo jedermann den Einfluß der altmodischen Pedanterie Tatiana Semenowna's verspürte. Nicht allein sie selbst, sondern auch die alten Bedienten, die Möbel, die Familiengemälde flößten wir Ehrfurcht ein, begleitet von einer gewissen Angst und einem Gefühle, als ob mir eigentlich nicht hier hergehörten und uns in dieser Umgebung mit einer gewissen Vorsicht bewegen müßten.

Diese strenge Ordnung und Regelmäßigkeit und die erstaunliche Menge von Neugierigen und Müßiggängern um uns her, begannen uns zu langweilen, infolgedessen wir uns noch enger aneinanderschlossen. Wir suchten beide möglichst zu verbergen, daß es Dinge gab, die uns unangenehm berührten, zuweilen aber ärgerte mich seine Ruhe und Nachgiebigkeit dem gegenüber, und ich beschuldigte ihn der Schwäche.

»Teure Katia«, sagte er einmal, als ich ihm dies vorwarf, »warum über solche Kleinigkeiten murren, wenn man so glücklich ist, wie ich es bin. Es ist viel leichter, nachgiebig zu sein, als zu allem

Bemerkungen zu machen und überall Veränderungen anbringen zu wollen. In allen Verhältnissen kann man sich glücklich und zufrieden fühlen und ich bin dies in so außerordentlich hohem Maße, daß ich mich über gar nichts ernstlich erzürnen kann. Die Thorheiten dieser Welt lassen mich kalt; ich finde sie einfach lächerlich und bedenke vor Allem das: »le inienx est souverit l'enriemi ciu bien«. Für uns kann niemals etwas das Gegenwärtige übertreffen und ich bin so fest überzeugt, daß bei der unerwarteten Ankunft eines Briefes oder bei dem lauten Klang der Hausglocke mich die Furcht beschleicht, es könne in irgend einer Weise eine Veränderung eintreten.«

Ich glaubte ihm, verstand ihn aber nicht. Daß wir glücklich waren, kam mir nicht anders als natürlich vor und ganz so, wie es sich gehörte, aber wenn ich auch zufrieden war, so glaubte ich doch, daß einige Veränderungen, ohne nun gerade unser Glück zu erhöhen, angenehm und wünschenswert gewesen wären.

In dieser Weise gingen abermals zwei Monate vorüber. Kälte und Sturm verkündeten den nahenden Winter und obwohl er bei mir war, so begann ich mich doch dann und wann vereinsamt zu fühlen. Mir war, als ob wir uns immer in einem und demselben Kreise drehten. Der eine Tag war eine Wiederholung

des vorhergehenden und so würde es auch der folgende sein. Niemals tauchte weder für ihn, noch für mich etwas neues auf. Er begann sich wieder mehr seinen speziellen Geschäften zu widmen, wodurch in mir wieder das alte Gefühl erweckt würde, daß für ihn noch eine andere Welt bestände, zu der ich keinen Zutritt habe. Seine unverwüstliche Ruhe und Zufriedenheit fingen an mich zu kränken. Ich liebte ihn nicht weniger wie früher, und seine Liebe machte mich immer noch glücklich, aber ich weiß nicht, Welch' neue und unruhige Empfindung bei mir zu erwachen begann. Eine allgemeine Sucht nach Tätigkeit, mit der ich mir in dieser stillen Umgebung nicht zu helfen wußte, bemächtigte sich meiner. Ich fühlte eine Lebenslust in mir aufwallen, die ich zurückdrängen mußte, da sich keine Gelegenheit fand, sie zum Ausdruck gelangen zu lassen, Kräfte in mir sich entwickeln, die ich zu nichts gebrauchen konnte, sodaß ich Augenblicke der Schwermut hatte, gefolgt von Anfällen von Übermut und Aufregung, die Überraschung in ihm hervorriefen. Er begann mich, wie er es früher gethan hatte, zu studieren, wovon die Folge war, daß er mir den Vorschlag machte, in die Stadt zu gehen. Ich bat ihn entschieden, dies nicht zu thun, und lieber nichts an unserer bisherigen Lebensweise zu verändern,

denn ich sei wirklich glücklich. Aber ich hätte gerne selbst etwas dafür gethan, dafür gekämpft und nötigenfalls Gefahren getrotzt. Ich wußte, daß ich ihm alles war, aber auch andere sollten dies wissen und sehen, mir vielleicht seine Liebe rauben wollen, sodaß ich in die Gelegenheit versetzt worden wäre, dafür kämpfen zu können.

Meine Jugend empfand das Bedürfnis nach Thätigkeit, Bewegung, Gemütsregungen, und die konnte ich in meiner Umgebung nicht finden. Warum sagte er, daß, so bald ich es wünschte, er mit mir in die Stadt gehen würde? Hätte er das nicht gesagt, so wäre mir vielleicht endlich zum Bewußtsein gekommen, daß das, was mich so drückte und beengte, nichts anderes war als krankhafte Einbildung, etwas Verkehrtes, gegen das ich mich hätte wenden müssen . . . aber nun ging der Gedanke, in die Stadt zu gehen, mir fortwährend durch den Kopf. Andererseits wollte ich nicht, daß er sich für mich opfere, denn kam dieser Plan zur Ausführung, so mußte er alles, an dem er hing, im Stiche lassen.

Die Zeit strich langsam vorüber; der Schnee häufte sich an den Mauern unseres Hauses auf, und alles war und blieb beim alten. Einsam und verlassen saßen wir einander gegenüber, während da drüben, ich weiß nicht wo, Licht und Leben herrschte, die

Menschen sich bewegten, sich vergnügten, vielleicht auch litten, ohne im geringsten etwas von unserem verborgenen Dasein zu ahnen. Das Schlimmste für mich war die Entdeckung, daß wir von einem beschränkten Cirkel eingeengt wurden, welchem nicht einmal unser Gedankengang sich mehr entziehen konnte. Des Morgens fröhlich sein, des Mittags ernst, des Abends zärtlich, so viel als möglich Wohl thun, ein nützliches und braves Leben führen — wie er sagt — das ist schön und gut, aber dafür haben wir noch immer Zeit genug. Für den Augenblick habe ich nach an deren Dingen ein Bedürfnis. Nicht Stille und Ruhe, nein, Lärm, Kampf, Abwechslung hatte ich nötig. Nach meinem eigenen Geschmack und meinen Bedürfnissen wünschte ich meine Lebensweise einzurichten und wollte dieselben nicht länger unterdrücken lassen durch eine Umgebung, welche damit voll ständig in Widerspruch stand.

Ich hätte, mit ihm vor einem Abgrunde stehend, im Begriffe, mich hineinzustürzen, von seiner kräftigen Hand er griffen, eine Weile über diesem Abgrunde schweben mögen, um dann, starr vor Entsetzen, von ihm gerettet, fortgetragen zu werden, wohin er wollte.

Dieser Seelenzustand sing allmählich an, sehr

nachtheilig auf meine Gesundheit zu wirken, und meine Nerven gerieten in Verfall.

Einmal, als ich mich noch mehr verstimmt fühlte, als gewöhnlich, kam er — etwas, was ihm sehr selten geschah — in sehr übler Laune aus feinem Studierzimmer. Ich bemerkte es sofort und fragte ihn nach der Ursache, aber er wollte mir nichts sagen und behauptete, es sei nicht der Mühe wert, davon zu reden. Später vernahm ich, daß der Ispravnik, um meinem Gatten entgegenzuarbeiten, einige unserer Bauern ungesetzlicher Handlungen bezichtigt und darüber Drohungen gegen ihn hatte laut werden lassen. Als er heimkam, hatte er sich nicht darüber hinwegsetzen können, da aber im Grunde die Sache nichts zu bedeuten hatte, wollte er mich nicht damit belästigen. Mir erschien das in dessen damals ganz anders und ich glaubte, er wolle mir nichts sagen, weil er mich noch immer als ein Kind betrachtete und vielleicht meinte, ich setze kein Interesse darein.

Nach seiner Antwort entfernte ich mich schweigend, worauf er in sein Studierzimmer ging und die Thüre hinter sich schloß. Ich ließ mich auf das Sopha nieder, im Begriffe, in Thränen auszubrechen.

Warum, so dachte ich, will er mich fernhalten von

allem, als ob ich nicht imstande sei, ihn zu verstehen? Ich langweile mich und habe das Bedürfnis, meinen Geist mit etwas zu beschäftigen, Leben und Bewegung um mich her zu sehen; ich kann nicht fortwährend auf ein und demselben Platze bleiben; etwas anderes, etwas neues habe ich nötig. Er begnügt sich mit dieser eintönigen Ruhe und will auch mich in derselben halten. Und wie leicht könnte er mich zufrieden stellen! Wir brauchten darum noch gar nicht in die Stadt zu gehen. Alles wäre gut, wenn er sich weniger zurückhalten und mich mehr in sein Thun und Denken teilen ließe. Von mir verlangt es das und er selbst thut es nicht. Bittere Thränen traten mir in die Augen und meine Unzufriedenheit mit ihm wurde immer mächtiger. Das begann mich so zu beklemmen, daß ich zu ihm ging. Er saß schreibend in seinem Bureau. Als er mich hörte, sah er kurz auf, worauf er wieder weiter arbeitete. Dieser kühle Blick gefiel mir nicht und anstatt zu ihm zu gehen, blieb ich vor dem Tische stehen, ergriff ein Buch und begann darin zu blättern.

»Du scheinst heute nicht in guter Stimmung zu sein, Katia«, sagte er, mich nochmals ansehend.

Ich antwortete nur mit einem entrüsteten Blick, der aber deutlich sagen wollte: »Dazu habe ich aber auch allen Grund!«

Er sah mich mit einem zärtlichen Lächeln, aber doch etwas erschreckt an; zum erstenmale erwiderte ich sein Lächeln nicht.

»Warum hast Du mir heute Mittag nicht antworten mögen auf das, was ich wissen wollte?«

»Es hatte nichts zu bedeuten, eine kleine Unannehmlichkeit. Aber wenn Du es wissen willst, so werde ich Dir's sagen: zwei Bauern, die . . . «

»Warum hast Du mir's nicht gleich gesagt, als ich Dich fragte?« fiel ich ihm in die Rede.

»Ich war derart außer Humor, daß ich es gewiß nicht der Wahrheit gemäß erzählt hätte.«

»Das wäre gerade der richtige Augenblick gewesen, es mir zu sagen.«

»Warum?«

»Weil Du zu glauben scheinst, ich könne Dir in nichts behilflich oder nützlich sein.«

»Willst Du es wissen, was ich glaube?« erwiderte er, lachend die Feder wegwerfend. »Nichts mehr und nichts weniger, als daß ich ohne Dich nicht leben könnte. Du bist mir nicht allein in allem behilflich, sondern Du bist es auch, durch die ich und für die ich lebe. Du bist der Mittelpunkt meines ganzen Dasein's. Es gibt nichts in der Welt, das ich nicht auf Dich anwende, nicht mit Dir in Verbindung

bringe! . . . «

»Ia, ja, ich weiß wohl, daß ich ein artiges Kind bin, dem geschmeichelt werden muß!« sagte ich in einem Tone, der ihn überrascht aufsehen ließ. »Aber ich danke dafür, auch weiterhin so in Schlaf gewiegt zu werden; ich habe es überdrüssig! . . . «

»Nun, so will ich Dir die Sache auseinandersetzen, und Du kannst mir dann Dein Urteil darüber sagen«, unterbrach er mich, als fürchte er, daß ich noch mehr sagen würde.

»Nein, jetzt will ich nichts mehr davon wissen«, entgegnete ich, obwohl ich vor Verlangen brannte, mehr zu hören, aber die Sucht, ihn zu ärgern, behielt die Oberhand.

»Ich danke für dies sogenannte ruhige und friedliche Dasein«, versetzte ich, »ich will leben und mich bewegen wie Du.«

Sein Gesicht, auf welchem alle Eindrücke sich so lebhaft abspiegelten, verdüsterte sich, und er sah mich mit der größten Aufmerksamkeit an.

»Ich will ganz auf gleichem Fuße mit Dir leben«, fuhr ich fort, »und . . . «

Der Ausdruck tiefen Schmerzes, den ich bei diesen Worten auf seinem Gesichte erscheinen sah, verhinderte mich, fortzufahren.

»Und lebst Du denn nicht auf ganz gleichem Fuße mit mir?« fragte er. »Was um des Himmelswillen hättest Du an dieser Sache des Ispravnik mit diesen betrunkenen Bauern gehabt?«

»Ja, aber das ist nicht das Einzige!« entgegnete ich.

»Du verstehst das alles ganz falsch, meine teure Katia. Ich, der ich das Leben so durch und durch kenne, und aus Erfahrung weiß, wie unangenehm all' diese kleinen Enttäuschungen und Sorgen uns sind — ich habe Dich viel zu lieb, um nicht alles in Bewegung zu setzen, sie Dir so viel als möglich zu ersparen, und darin darfst Du mir wirklich nicht entgegenarbeiten.«

»Ja, Du mußt immer recht haben«, sagte ich verdrießlich, ohne ihn anzusehen.

Mich verdroß es, daß er wieder so ruhig und leidenschaftslos sprechen konnte, während ich voll Ärger war und schon Reue zu empfinden begann.

»Katia, sage mir doch, was eigentlich in Dir vorgeht!« versetzte er ernst. »Die Frage ist nicht, wer Recht und Unrecht hat — es ist etwas von größerer Bedeutung. Was hast Du gegen mich? Gib nicht sogleich Antwort, sondern denke erst gewissenhaft darüber nach. Du scheinst unzufrieden mit mir zu

sein, und dazu wirst Du gewiß einen Grund haben, aber sage mir dann auch welchen.«

Aber wie sollte ich ihm alles auseinandersetzen, was in mir vorging? Der Gedanke, daß er es wußte, machte mich mürrischer als je.

»Ich habe nichts gegen Dich«, gab ich zur Antwort, »aber alles langweilt mich und ich möchte mich so gerne nicht langweilen. Da es indessen nicht anders zu gehen scheint, so wirst Du wohl wieder recht haben.«

Während ich diese Worte sprach, sah ich ihn an. Ich hatte mein Ziel erreicht. Keine Spur seiner gewöhnlichen Munterkeit und Ruhe war auf seinem Gesicht zu bemerken, sondern es stand ein Ausdruck des Entsetzens und tiefen Schmerzes darauf zu lesen.

»Katia« sagte er mit bewegter Stimme, »das, was sich jetzt ereignet, ist viel ernster, als Du meinst. Unsere ganze Zukunft steht auf dem Spiele. Höre mich an und falle mir nicht in die Rede. »Warum bereitest Du mir diesen Schmerz? Warum willst Du . . . «

Aber ich ließ ihn nicht ausreden.

»Nein, fahre nicht fort, Du hast vollkommen recht«, er widerte ich in einem so kalten, sonderbaren Tone, als ob nicht ich, sondern ein böser Geist aus

mir rede.

»Du weißt nicht, was Du thust, Katia!« rief er mit zitternder Stimme aus.

Ich fing an zu weinen und das that mir gut. Er saß still neben mir. Ich hatte Mitleid mit ihm und war beschämt und betrübt über das, was ich ihm angethan. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, denn ich glaubte, daß er mir sehr böse sein müsse. Ich sah zu ihm empor und begegnete seinem milden, freundlichem Blick, der zärtlich auf mich gerichtet war, als ob er mich um Vergebung bitte. Ich nahm seine Hand in die meine.

»Vergib es mir!« sagte ich reuevoll. »Ich wußte selbst nicht recht, was ich sagte.«

»Ja, aber ich weiß es um so besser und verstehe nun, daß Du sehr recht hattest.«

»Wie so?« fragte ich verwundert.

»Wir müssen nach Petersburg gehen, hier gibt es nichts mehr für uns zu thun.«

»Wie Du willst, aber . . . «

Er schlang seine Arme um mich und küßte mich herzlich.

»Willst Du mir vergeben?« fragte ich freundlich.
»Ich sehe nun ein, daß ich Dir gegenüber sehr verkehrt gehandelt habe . . . «

Diesen Abend spielte ich ihm noch lange vor, während er, leise in sich selbst hineinmurmelnd, im Zimmer auf- und abwandelte. Das that er häufiger und gewöhnlich fragte ich dann, was er gesagt habe, weil ich daraus zu entnehmen verstand, wie er gestimmt war. Gerne wiederholte er es, woraus hervorging, daß es Citate aus irgend einem Gedicht waren, zuweilen auch ein aufsteigender Gedanke, den er mir mitteilte.

»Was hast Du jetzt gethan?« fragte ich, ihn lachend ansehend.

Er blieb stehen, bedachte sich einen Augenblick und citierte dann die folgenden Verse Lermontoffs:

»Er rief übermütig den Sturmwind an,
Als ob Ruh' in Orkanen könne herrschen . . . «

»Ja«, dachte ich, »er kennt und weiß alles, er ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch; wie könnte es möglich sein, ihn nicht zu lieben!«

Ich steckte meinen Arm durch den seinen und ging neben ihm, meinen Schritt nach dem seinen regelnd.

»Nun?« fragte er lächelnd.

»Nun?« wiederholte ich und unsere Seelen fühlten sich vollständig wieder vereinigt.

Vierzehn Tage später waren wir in Petersburg.

VII.

Unsere Reise nach Petersburg, unser einwöchiger Aufenthalt in Moskau, die Besuche bei unseren beiderseitigen Verwandten, das Beziehen unserer Appartements, eine fremde Stadt, neue Bekanntschaften — das alles erschien mir wie ein Traum. Es war so neu und entzückend, dabei wurde mein Vergnügen durch seine Anwesenheit so erhöht, daß im Vergleiche hierzu unser ruhiges, friedliches Landleben mir wie ein lebendes Grab erschien.

Zu meiner großen Verwunderung wurde ich, anstatt mit kühler Gleichgültigkeit, wie ich mir vorgestellt hatte, überall mit der größten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit empfangen. Nicht nur meine Verwandten, sondern auch Fremde, nahmen mich in auffallender Weise in Beschlag und thaten, als ob ich bei allem die Hauptperson wäre.

Auch in Gesellschaftskreisen, selbst in den vornehmsten, machte ich Bekanntschaft mit einer Menge von Menschen, die mein Gatte früher gekannt, von denen er aber noch niemals mit mir gesprochen hatte. Sehr unangenehm berührte es mich, ihn über einige ein ungünstiges Urteil fällen zu

hören. Ich begriff nicht, warum er vielen auswich, die meiner Meinung nach einer näheren Bekanntschaft wohl wert gewesen wären und die ich lieb und gut fand. Ich war der Ansicht, man könne niemals genug gute und freundliche Menschen kennen lernen und mir erschienen sie alle freundlich und gut.

»Beraten wir nun, wie wir uns einzurichten haben«, hatte er vor unser Abreise von Nikolsky gesagt. »Hier sind wir verhältnismäßig reich, aber drüben werden wir das ganz und gar nicht sein; wir können also nicht länger, als bis Ostern in der Stadt bleiben. Wir haben darauf zu sehen, daß wir nicht in Geldverlegenheit kommen, aber um Deinetwillen hätte ich gewünscht . . . «

»Wir brauchen uns ja nicht in der großen Welt zu bewegen«, entgegnete ich. »Wir werden nur Theater, Konzerte und die Oper besuchen und mit sonst niemand Verkehren, als mit unseren Verwandten, und gegen Ostern wieder hier sein.«

Aber kaum waren wir in Petersburg angekommen, und alle unsere Pläne fielen in's Wasser. Mit einem male befanden wir uns inmitten einer solchen Menge von Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die für mich neu und entzückend waren, daß ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, meine ganze Vergangenheit

verleugnete, nebst allen Plänen und Vorsätzen, die ich in dieser Vergangenheit gefaßt. Nun begann ich einzusehen, daß ich bis jetzt eigentlich noch nicht gelebt hatte und daß mein wirkliches Leben jetzt erst beginnen sollte. Alles Heimweh und alle Langweile waren wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich ausschließlich mit meiner Liebe für meinen Gatten zu beschäftigen, das war aber auch unnötig, denn der Gedanke kam nicht in mir auf, daß er mich in dieser neuen Umgebung weniger lieben würde, als früher. Es war in Bezug hierauf auch kein Zweifel möglich, denn meine Gedanken und Empfindungen wurden sofort von ihm verstanden und meine Wünsche erfüllt, noch ehe ich sie geäußert hatte. Seine unverwüstliche Ruhe erschien mir etwas vermindert, oder vielleicht auch kam es daher, daß sie mich nicht mehr unangenehm berührte. Mitunter erschien ich ihm in einem neuen Lichte und dann war er ganz und gar Bewunderung. Das geschah, wenn ich mich bei dem einen oder dem anderen Besuche gut hervor zu thun verstanden hatte oder meine Rolle als Gastfrau — die ich zuweilen zitternd erfüllte, aus Furcht, irgend eine Dummheit zu begehen — geschickt abgewickelt hatte; dann zeigte er sich entzückt darüber und ich war es nicht minder über seinen

Beifall.

Kurz nach unserer Ankunft in Petersburg schrieb er an seine Mutter und bat mich, dem Briefe etwas hinzuzufügen, meinte aber, ich dürfe nicht lesen, was in dem Briefe stand, worauf ich sofort lachend zur Antwort gab, daß ich dies wohl thun werde, und ich that es auch wirklich.

»Du würdest Katia nicht wieder erkennen«, las ich, »denn selbst ich habe Mühe, zu begreifen, wo sie die Anmut und Leichtigkeit her hat, womit sie sich in der Welt zu bewegen weiß, und wer sie gelehrt hat, alles so einfach, mit so großem Geschick und Takt zu thun. Jedermann ist von ihr entzückt und wäre es möglich, so würde ich sie noch mehr lieben.«

»Nun, nun«, dachte ich, »soll das mein Konterfei sein?« Ich war herzlich erfreut darüber, daß er so gut von mir dachte und hatte ihn deshalb um so lieber. Mein großer Erfolg bei allen seinen Freunden und Bekannten war denn auch etwas, das ich gar nicht erwartet hatte. Bald hörte ich, daß ich besonders einem meiner Vettern gefalle, bald sagte man mir, daß eine Tante oder Cousine große Stücke auf mich halte. Ein Herr behauptete, es sei in ganz Petersburg keine Frau zu finden, die sich mit mir vergleichen könne; ein anderer beharrte darauf, es hänge nur von

mir ab, die gesuchteste Beauté unseres Kreises zu werden. Aber vor allem überlud eine Cousine meines Mannes, die Prinzessin D., die nicht mehr jung war und der ich besonders zu gefallen schien, mich mehr als sonst jemand mit Lobesbezeugungen und Schmeicheleien, die dazu geeignet waren, mir den Kopf zu verwirren.

Als diese Cousine mich zum erstenmale einlud, mit ihr auf einen Ball zu gehen, und dazu meinen Mann um seine Einwilligung bat, wendete er sich mit einem ironischen Lächeln an mich und fragte, ob ich Lust dazu habe. Er rötend und verlegen nickte ich bejahend mit dem Kopfe.

»Sollte man, wenn man sie ansieht, nicht meinen, sie führe nichts Gutes im Schilde?« rief er gutmütig lächelnd aus.

»Ja, aber Du hast gesagt, es sei besser, nicht in Gesellschaften zu gehen, und Du mißbilligst es doch?« sagte ich ebenfalls lächelnd und mit einem halb bittenden Blicke.

»Da Du es so gern wünschst, werden wir gehen.«

»Nein, thun wir es lieber nicht.«

»Hast Du vielleicht keine Lust dazu?« fragte er.

Ich gab keine Antwort.

»Das Ausgehen an und für sich wird weniger

schlimm für Dich sein, als das unbefriedigte Verlangen darnach. Dieses vergebliche Sehnen nach etwas ist viel schlimmer und ungesunder, wir werden somit bestimmt hingehen.«

»Um die Wahrheit zu sagen«, versetzte ich, »gibt es nichts, wonach ich so sehr verlange, als einmal einen Ball zu besuchen.«

Wir gingen, und der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen. Auf dem Balle, mehr noch als irgend wo anders, schien ich der Mittelpunkt zu sein, um welchen sich alles bewegte. Es war, als ob nur für mich der Saal beleuchtet sei, die Musik spiele, die Leute zusammen gekommen seien, die sich in Mengen um mich drängten.

Der allgemeine Eindruck, den meine Erscheinung machte, schien hauptsächlich in dem Umstande zu bestehen, daß ich in nichts anderen Frauen glich und etwas Einfaches und Besonderes an mir war, an dem man sofort erkannte, daß ich auf dem Lande und nicht in der Stadt erzogen war. Dieser Erfolg kam mir so entzückend vor, daß ich meinem Gatten gestand, ich würde ums Leben gerne noch zwei oder drei Bälle besuchen: »denn«, fügte ich schon nicht mehr ganz aufrichtig hinzu, »dann werde ich für immer genug daran haben.«

Mein Gatte willigte gerne ein und begleitete mich mit der größten Bereitwilligkeit. Er schien sich über meinen Erfolg zu freuen und — wenigstens dem Anscheine nach — ganz anders davon zu denken, als früher.

Später indessen begann dieses Ausgehen ihn offenbar zu langweilen, und er war des Lebens, das wir führten, bald herzlich müde. Das war mir damals klar genug geworden, um den ernst fragenden Blick zu verstehen, den er bisweilen auf mir ruhen ließ.

Ich war so erregt und buchstäblich betäubt von der Freundschaft und Zuneigung, die mir plötzlich von so vielen Menschen erwiesen wurde, von dieser glänzenden Umgebung, der Zerstreuung und den Lustbarkeiten, denen ich zum erstenmale beiwohnte, daß der moralische Einfluß meines Gatten, der mich vollständig beherrscht hatte, in den Hintergrund trat. Ich fand es herrlich, ihm jetzt nicht allein gleich zu stehen, sondern auch in gewissem Sinne über ihn hervorzuragen. Und ich war dabei so befriedigt, ihn noch gerade so lieb wie früher zu haben, daß ich nicht bemerkte, wie unangenehm es ihm war, mich derart an das weltliche Leben gekettet zu haben.

Nicht wenig stolz machte es mich, daß bei unserem Eintreten aller Augen auf mich gerichtet

waren, und als sei er besorgt, meine Rechte auf mich zu viel hervorzukehren, verließ er mich dann bald, um sich unbemerkt unter die anderen schwarz befrackten Herren zu mischen.

»Beruhige Dich nur«, dachte ich dann, ihm mit den Augen folgend, bis ich endlich sein Gesicht unterscheiden konnte, auf welchem nicht selten die größte Langweile zu lesen stand, »beruhige Dich nur, wenn wir daheim sind, werde ich Dir zeigen, für wen ich getrachtet habe, schön zu sein und zu glänzen, und Du sollst erfahren, wen ich liebe vor allen, die mich umgeben.« Und wirklich bildete ich mir ein, es sei nur für ihn, daß mein Erfolg in der großen Welt mich so erfreute.

Eines, das war mir klar, konnte mir innerhalb dieses Lebens gefährlich werden. Das war in dem Falle, wenn einen der jungen Leute aus unserem Kreise Zuneigung für mich ergreifen und dadurch die Eifersucht meines Gatten erweckt werden sollte. Aber er setzte unbegrenztes Vertrauen in mich und schien in dieser Hinsicht vollständig beruhigt zu sein. Dazu kam noch, daß ich alle diese jungen Leute im Vergleiche zu ihm so unbedeutend fand, daß ich diese Gefahr, die einzige, die nach meinem Dafürhalten in dieser Umgebung zu fürchten war, nicht sehr fürchtete.

Die Aufmerksamkeit, die mir allgemein erwiesen wurde, befriedigte meine Eigenliebe nicht wenig, sodaß ich es gewissenermaßen als ein Verdienst zu betrachten begann, daß ich meinen Gatten so sehr liebte; mein Benehmen ihm gegenüber wurde dadurch ungezwungener und weniger schüchtern.

»Ja, ja, ich habe wohl gesehen«, sagte ich, ihm lachend mit dem Finger drohend, nachdem wir von einem Balle heimgekehrt waren, »wie Du mit der N. N. — einer der gefeiertsten Damen Petersburg's — kokettiert hast!«

Ich wollte ihn ein wenig necken, weil er so düster aus sah, und in einem auffallenden Schweigen verharrte.

»O, Katia!« rief er aus, »warum sagst Du solche Dinge? So etwas hören zu müssen!« fuhr er mit gerunzelten Brauen und zusammen gekniffenen Lippen fort, als empfinde er heftigen Schmerz; »aber laß' solches Gerede lieber anderen, es könnte unser gutes Verhältnis ganz und gar zerstören und ich habe immer noch Hoffnung, daß es wiederkehren wird.«

Verlegen schwieg ich.

»Sag', Katia«, versetzte er, »glaubst Du, daß es wieder kehren wird?«

»Es ist noch nicht dahin und wird auch niemals

schwinden«, sagte ich mit voller Überzeugung.

»Gott gebe es!« fügte er hinzu, »aber es wird allmählich Zeit werden, wieder aufs Land zu gehen.«

Das war das einzige Mal, daß er in dieser Weise zu mir sprach. Gewöhnlich stellte er sich, als finde er alles weniger gut und angenehm, wie ich. Und sah ich auch wohl einmal, daß es ihn langweilte, so tröstete ich mich mit dem Gedanken daran, wie lange ich mich für ihn auf dem Lande hatte langweilen müssen. War in unserem Verhältnis etwas verändert, so glaubte ich, es werde sich wohl wieder fügen, sobald wir wieder allem auf Nikolsky uns befänden.

So ging der Winter vorüber, fast ohne daß ich es merkte, und entgegen unserem ursprünglichen Plane blieben wir sogar bis nach Ostern in Petersburg. Am folgenden Sonntage, als wir uns zur Abreise fertig machten, befand meine Gatte sich in sehr heiterer Stimmung. Alles war gepackt und er hatte die nötigen Einkäufe gemacht. Geschenke, Samen, Blumen, und eine Anzahl von Dingen, die wir draußen nötig hatten, waren bestellt und teilweise schon in unserer Wohnung abgeliefert, als unsere Cousine, Prinzessin D., unerwartet eintrat und vorschlug, unsere Abreise auf den nächsten Samstag zu verschieben, um dem Ball bei der Gräfin R.

anwohnen zu können. Der Prinz von M., der sich gerade in Petersburg befand, hatte den Wunsch geäußert, meine Bekanntschaft zu machen. Nur wegen mir gehe er auf diesen Ball und er erzähle überall, daß ich die schönste Frau Rußlands sei. Buchstäblich die ganze Stadt werde da erscheinen und somit könne ich mich dem nicht entziehen, behauptete sie.

Mein Gatte stand am anderen Ende des Salons, mit — ich weiß nicht gerade wem — sich unterhaltend.

»Also wirst Du bestimmt kommen, Katia?« fragte meine Cousine.

»Wir beabsichtigen übermorgen auf's Land zu gehen«, gab ich zögernd zur Antwort und mit einem Blick auf meinen Gatten, der sich plötzlich umkehrte.

»Ich werde ihn überreden noch so lange zu bleiben«, versetzte meine Cousine, »und dann werden wir am Samstag zuletzt noch einmal die Köpfe in Verwirrung bringen!« lachte sie.

»Aber das würde unsere Pläne vollständig über den Haufen werfen und alles ist bereits eingepackt«, erwiderte ich, schon halb überwunden.

»Wäre es nicht viel besser«, sagte mein Gatte in einem spöttischen, scharfen Tone, den ich bis jetzt noch niemals an ihm wahrgenommen, »wenn sie sich

heute Abend dem Prinzen vorstellen ließe?«

»Ach, geh', jetzt wird er eifersüchtig, das ist zum erstenmale!« rief meine Cousine spöttisch lachend aus. »Nicht allein um dem Prinzen, sondern um uns allen Vergnügen zu machen, wird sie eingeladen, und so ist es auch von der Gräfin gemeint.«

»Sie muß es selbst wissen«, entschied mein Gatte, indem er das Zimmer verließ.

Ich sah wohl, daß er sehr verstimmt war und das that mir leid, sodaß ich meiner Cousine keine bestimmte Antwort gab. Sobald sie fort war, begab ich mich zu meinem Gatten, der, in Gedanken vertieft, in seinem Zimmer auf- und abging, sodaß er mich nicht eintreten hörte.

Er ist in seinen Gedanken schon daheim, auf seinem geliebten Nikolsky, in seinem traulichen Studierzimmer, bei seinen Bauern und bei seiner Arbeit, dachte ich, ihn aufmerksam betrachtend; er denkt an unsere fröhlichen, geselligen Abende. Nein, ich gebe alle Bälle und alle Prinzen der Welt hin, um ihn wieder glücklich, heiter und zufrieden zu machen!

Gerade wollte ich ihm das alles sagen, als er mich bemerkte und plötzlich empor sah. Er runzelte die Brauen und der milde, träumerische Ausdruck seines

Gesichtes war mit einem Male vollständig verschwunden. Ich durfte also keinen Blick in sein Inneres thun. Er wollte somit ein unnahbarer Halbgott auf seinem Piedestal bleiben. Sofort nahm er eine kühle, Protektorenhafte Haltung mir gegen über an.

»Was willst Du, Beste?« fragte er in ruhigem, gleichgültigen Tone.

Ich gab keine Antwort, denn ich fühlte mich gekränkt darüber, daß er seinen Gemütszustand vor mir verbarg und sich mir nicht zeigen wollte, wie er wirklich war, was ich so sehnlich wünschte.

»Du willst also am Samstag auf dieses Fest gehen?« fragte er kalt.

»Ich habe große Lust dazu«, entgegnete ich, »aber Du scheinst es für besser zu halten, nicht hinzugehen, und zu dem ist ja alles schon eingepackt.«

Noch niemals hatte er mich mit einem so kalten Blicke angesehen und in so gemessenem Tone mit mir gesprochen.

»Ich beabsichtige nicht mehr, am folgenden Dienstag abzureisen«, fuhr er fort, »und werde Befehl geben, die Koffer wieder auszupacken. Wir werden also später auf's Land gehen, sobald Du es für gut hältst. Ich bitte Dich also, auf diesen Ball zu

gehen, denn reisen werde ich unter keinen Umständen.«

Wie immer, wenn eine heftige Gemütsbewegung ihn ergriffen, schritt er ununterbrochen im Zimmer auf und ab. Er sprach, ohne mich anzusehen.

»Ich begreife Dich wirklich nicht«, sagte ich, ihm mit den Augen folgend. »Warum sprichst Du plötzlich so sonderbar? Ich war vollständig bereit, dieses Vergnügen für Dich zu opfern, und nun willst Du selbst, daß ich hingehe, und sagst mir dies in einem Tone, den ich noch niemals von Dir hörte.«

»So, wirklich? Du wolltest Dich also für mich opfern? Nun, ich werde mich ebenfalls für Dich opfern. Was kann man mehr verlangen? Ein Wettstreit gegenseitigen Edelmut! Wenn das kein häusliches Glück ist, dann weiß ich es nicht!«

Zum erstenmale in meinem Leben hörte ich solch scharfe, spöttische Worte von ihm. Sein Spott ließ mich jedoch kalt und seine harten Worte begannen ansteckend auf mich zu wirken. Wie konnte er so zu mir reden, er, der immer so gut und herzlich war, und warum? Weil ich um seineswillen auf ein Vergnügen verzichtete und gerade dadurch einen neuen Beweis lieferte dafür, wie teuer er mir war. Er war also nicht mehr gut und herzlich zu mir, aber ich war es um so

mehr, so meinte ich.

»Wie Du Dich verändert hast!« sagte ich seufzend.
»Was habe ich mir verbrochen? Es ist sicherlich nicht allein wegen dieses Festes; es muß etwas anderes sein, wo durch Du sehr gegen mich eingenommen bist. Warum sagst Du es nicht. Sonst warst Du viel aufrichtiger. Komm', sprich, was hab' ich gethan?«

»Was er nun auch sagen möge«, dachte ich mit geheimer Genugthuung, »vorwerfen kann er mir nichts!« Ich stand mitten im Zimmer, sodaß er an mir vorbeikommen mußte. Nun wird er mich ja gewiß umarmen, dachte ich, und dann ist alles vorüber. Ich war dessen so sicher, daß es mich sogar ein wenig zu reuen begann, ihn nicht zuerst von seinem Unrechte überzeugt zu haben. Aber als er in meine Nähe gekommen war, blieb er stehen, und mich starr ansehend, fragte er:

»Begreifst Du es jetzt noch nicht?«

»Nein, ich begreife nichts!«

»Wie soll ich Dir das nun erklären . . . erstens beschleicht mich ein sehr unbehagliches Gefühl und ich werde in Bezug auf Dich furchtbar enttäuscht . . . ich kann nichts daran thun . . . !« Er hielt inne, wie erschreckt über seine eigene, heisere Stimme.

»Was meinst Du?« fragte ich mit Thränen der Entrüstung in den Augen.

»Ich finde es sehr unzart, daß Du, wissend, wie dieser Prinz Deine Schönheit überall ausposaunt hat, Dich nicht scheust, ihn mit Beiseitesetzung all' Deiner weiblichen Würde trotzdem nachzulaufen; daß Du nicht einsiehst, was ich empfinden muß bei der Entdeckung, daß Du nicht das mindeste Bewußtsein davon zu haben scheinst. Und dazu erzählst Du mir ganz ruhig, daß Du Dich für mich opferst; das soll also mit anderen Worten heißen: Mein größter Genuß wäre, Seiner Hoheit Gefallen abzugewinnen, aber nur um Deinetwillen will ich darauf verzichten.«

Je länger er sprach, desto aufgeregter und heftiger wurde er. Noch nie hatte ich ihn so gesehen, und ich wußte, daß er so sein konnte. Ich wurde ängstlich und mein Herz hörte fast auf zu klopfen, aber doch war ich entrüstet, daß er mir eine solche unverdiente Schmach an den Kopf zu werfen wagte, und die Lust, mich zu rächen, stieg in mir auf.

»Etwas dieser Art habe ich schon längst erwartet«, sagte ich, »fahre also nur fort, fahre fort!«

»Was Du erwartet hast, das weiß ich nicht«, fuhr er fort, »aber ich erwartete gewiß nicht viel Gutes,

seitdem ich Dich Tag für Tag in dieser Üppigkeit, Müßigkeit und Eitelkeit, in diesem weltlichen Schlamm baden und mit diesem trägen, einfältigen Volke verkehren sah . . . schon längst erwartete ich das, was heute geschehen ist; und es wundert mich nicht, daß Deine Freundin mir einen Schmerz verursacht hat, wie ich ihn noch nie empfunden habe, indem sie mit ihren unreinen, beschmutzten Händen mein Inneres zerwühlte und von Eifersucht zu sprechen wagte. Und noch dazu auf wen? Auf einen Fremden, den keines von uns beiden kennt. Und dann thust Du noch, als ob Du mich nicht begreifen könntest und sprichst von Aufopferung! . . . Schande über Dich . . . Schande über Deine Erniedrigung! Opfern, opfern!« wiederholte er dumpf.

»Aha«, dachte ich, »ist das nun die Macht eines Gatten? Seine Frau, die vollkommen unschuldig ist, erniedrigen und beleidigen! Das sind also die Rechte eines Mannes, aber ich denke nicht daran, mich ihnen zu unterwerfen.«

»O nein«, entgegnete ich, »ich beabsichtige nicht mehr im geringsten, mich für Dich zu opfern; am Samstag werde ich also auf diesen Ball gehen! Ich gedenke ihm bestimmt beizuwohnen!«

»Ich hoffe, daß Du viel Vergnügen haben wirst!

Aber vergiß nicht, daß zwischen uns alles aus ist!« rief er wütend. »Du wirst Dich dann für die Folge nicht länger zu opfern brauchen. Ich war ein Thor, als ich . . . «

Seine Lippen begannen zu beben und er mußte sich Gewalt anthun, um den Rest des Satzes zu unterdrücken.

In diesem Augenblicke fürchtete und haßte ich ihn. Gerne hätte ich mich an ihm gerächt und ihm auf meine Art Beleidigungen entgegengeschleudert. Aber bei dem ersten Worte wäre ich in Thränen ausgebrochen und das konnte ich mit meiner Würde nicht vereinen.

Schweigend verließ ich das Zimmer. Aber kaum sah ich ihn nicht mehr, als die heftigste Angst und Traurigkeit sich meiner bemächtigten bei dem Gedanken, wie weit es zwischen uns gekommen war. Vielleicht war unser Glück für immer gestört. Ich stand im Begriffe, zurückzukehren. Aber würde er ruhig genug sein, mich zu verstehen, wenn ich ihm schweigend die Hand reichte? Würde er meinen Edelmut würdigen? Und wenn er mich der Heuchelei beschuldigte? und meine Handlung für Reue hielt? Er würde mir vielleicht mit stolzer Ruhe Vergebung schenken wollen. Und dann . . . wie konnte jemand,

den ich so lieb gehabt, mich derart beleidigen?

Ich kehrte also nicht zu ihm zurück, sondern ging auf mein Zimmer, wo ich lange allein blieb; ich weinte bittere Thränen und erinnerte mich in der tiefsten Niedergeschlagenheit der kränkenden Worte, die er mir in's Gesicht geworfen.

Abends beim Thee traf ich ihn wieder und es war, als ob zwischen uns ein Abgrund sich aufgethan habe.

C., der den Thee mit uns trank, fragte, wann wir auf's Land zu gehen gedächten, aber es war mir unmöglich, ihm zu antworten.

»Nicht vor übernächsten Dienstag«, sagte mein Gatte, »denn Samstag werden wir noch dem Balle bei der Gräfin R. beiwohnen. Du hast doch den Plan, dahin zu gehen?« fragte er, zu mir gewendet.

Ich erschrak vor seiner Stimme, die doch sehr gewöhnlich war, und sah ihn verlegen an. Seine Augen waren mit scharfem Spott auf mich gerichtet und sein Ton war gemessen und kühl.

»Ja«, gab ich so ruhig als möglich zur Antwort.

Als wir später allein waren, kam er auf mich zu und reichte mir die Hand.

»Willst Du vergessen, was ich zu Dir gesagt habe?«

Ich ergriff seine Hand und lächelte nervös, während mir die Thränen in die Augen traten, aber, als fürchtete er, er weicht zu werden, zog er seine Hand rasch zurück und ließ sich in einem Fauteuil weit entfernt von mir nieder.

Sollte er jetzt noch glauben, daß er recht hat? dachte ich und hätte ihm gerne vorgeschlagen, diesen Ball lieber nicht zu besuchen, als er fortfuhr:

»Wir müssen an meine Mutter schreiben, daß wir unsere Rückkehr aufgeschoben haben, sonst könnte sie sich beängstigen.«

»Und wann gedenkst Du zu gehen?« fragte ich.

»Am Dienstag nach dem Balle«,

»Ich hoffe, daß Du das nicht allein für mich thust?« sagte ich zu ihm emporsehend, aber er sah mich gleichgültig und ohne den geringsten Ausdruck in seinen Augen an, und plötzlich kam sein Gesicht mir gealtert und sogar abstoßend vor.

Wir gingen auf den Ball und dem Anscheine nach war unser Verhältnis das frühere, eigentlich aber hatte sich alles verändert.

Auf dem Balle saß ich in einem so dichten Kreis von Damen, daß, als der Prinz kam, um mich anzureden, ich gezwungen war, aufzustehen. Mit den Augen suchte ich meinen Gatten. Er stand an der

anderen Seite des Saales und sah nach mir, worauf er sich plötzlich umkehrte. Mit einem Male befieng mich ein Gefühl der Scham und der Demütigung, daß ich bis an den Hals errötete. Aber ich konnte nicht mehr fort und mußte da stehen bleiben und hören auf das, was der Prinz mir sagte, während er mich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete.

Unsere Unterhaltung währte nicht lange, denn es war kein Platz da zum Sitzen, also begriff er sicher, daß ich mich nicht behaglich fühlte. Wir sprachen von den letzten Balle, er fragte, wo ich den Sommer zubringen würde u. s. w. Er sagte, er wolle Bekanntschaft mit meinem Gatten machen und ich sah sie am Ende des Saales miteinander plaudern. Wahrscheinlich sagte der Prinz etwas von mir, denn ich sah ihn sich lächelnd nach mir umdrehen. Mein Gatte wurde rot und wendete sich mit einer Verbeugung sehr unhöflich von dem Prinzen ab. Ich schämte mich über mein eigen Benehmen und über das seine. Mir dünkte, jedermann müsse seine Unhöflichkeit bemerkt haben, ebenso meine Verlegenheit, während ich mit dem Prinzen gesprochen. Der Himmel weiß, wie man das auslegen würde. Sollte man etwas von meinem Zank mit meinem Gatten wissen?

Meine Cousine führte mich heim und unterwegs

sprachen wir von ihm. Ich erzählte ihr, was zwischen uns anlässlich dieses unglückseligen Balles vorgefallen war. Sie beruhigte mich und behauptete, das sei eine jener Zänkereien, wie sie so oft zwischen Eheleuten vorkommen und keine Spur hinterlassen. Sie fand ihn im allgemeinen wenig genießbar und unzugänglich von Natur, außerdem hochmütig und stolz. Ich war vollständig mit ihr eins und fing an, seinen Charakter von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Aber als ich wieder bei ihm war, reute mich mein Urteil und diese Reue lastete schwer auf mir. Der Abgrund zwischen uns wurde immer größer.

Von diesem Tage an erfuhr unser gegenseitiges Verhältnis eine vollständige Umwälzung. Unser Beisammensein hatte allen Reiz verloren, denn jeden Augenblick kam etwas, wo rüber wir am liebsten nicht sprechen wollten, sodaß unsere Unterhaltung besser in Fluß kam, wenn ein dritter bei uns war. Sobald die geringste Anspielung auf einen Ball oder auf das Landleben gemacht wurde, wagten wir nicht, einander anzusehen. Es war, als ob wir beide den Abgrund fühlten und befürchteten, zu nahe an ihn zu geraten. Ich fing an zu glauben, daß er sehr hochmütig und aufbrausend sei, und daß ich sehr vorsichtig mit ihm umgehen müsse, wollte ich ihn

nicht verletzen. Er war überzeugt, daß ich nicht ohne die Zerstreuungen der Welt leben könne und das Landleben nicht liebe, weshalb er mit diesem unglückseligen Geschmack zu rechnen habe.

Wir vermieden also sorgfältig alle Gespräche, die darauf Bezug hatten und beurteilten einander ganz falsch. Nun waren wir uns gegenseitig nicht mehr die besten, edelsten Wesen, sondern machten sogar Vergleiche mit denen, die uns umgaben, die nicht zu unserm Vorteil ausfielen.

VIII.

Ich war einige Zeit unpäßlich gewesen. Anstatt auf's Land zu gehen, hatten wir eine Villa bezogen, und so ging mein Gatte allein nach Nikolsky, um seine Mutter zu besuchen. Als er abreiste, war ich jedoch so weit wieder hergestellt, daß ich hätte mit ihm gehen können, aber er bat mich zu bleiben, indem er vorgab, daß ich nicht genug gekräftigt sei, um die Anstrengungen einer Reise ertragen zu können. Ich begriff sehr wohl, daß es nicht meine Gesundheit war, für die er fürchtete, sondern daß es ihm einfach nicht behagte, mich mit auf's Land zu nehmen. Ich drang denn auch nicht weiter darauf. Wohl fühlte ich mich ohne ihn sehr einsam und verlassen, aber seine Anwesenheit war für mich nicht mehr das, was sie früher gewesen war. Das Bedürfnis, das ich sonst empfand, das Bedürfnis, ihm alles zu sagen, ihm jeden Gedanken mitzuteilen, nichts vor ihm zu verbergen, bestand nicht mehr. Die Zeit, da ich alles, was er sagte oder that, bewunderte, da wir uns mit einem einzigen Blicke verstanden oder uns über den kleinsten Vorfall herzlich miteinander amüsieren konnten, war verschwunden, und diese Veränderung

hatte so unbemerkt Platz gegriffen, daß sie uns selbst fast nicht zum Bewußtsein kam. Wir hatten nunmehr Vergnügen und Interessen, die uns nicht mehr gemeinschaftlich berührten. Wir dachten nicht einmal mehr daran, es unangenehm zu finden, daß das Eine in eine ganz andere Umgebung geraten war, als das Andere. Es wurde uns zur Gewohnheit, und nach Umfluß eines Jahres wußten wir nicht anders, als es gehöre sich so. Von seinen »Heiterkeitsanfällen« war keine Rede mehr. Sein Blick, der mich früher so ergreifen und zu gleicher Zeit so glücklich machen konnte, ließ mich völlig kalt. Wir sahen einander nur selten. Er war viel auf Reisen und mir war es gleichgültig, ob ich allein war oder nicht. Ich war voll ständig in das Getriebe der Welt hineingeraten und legte keinen Wert mehr darauf, von ihm begleitet zu werden.

Zänkereien oder heftige Scenen kamen nicht mehr vor. Ich suchte ihm alles so viel als möglich recht zu machen und er kam, so viel er konnte, meinen Wünschen entgegen. Oberflächlich betrachtet, hätte man meinen können, wir liebten einander noch immer so zärtlich wie früher. Waren wir allein, was indessen selten geschah, so empfand ich weder Verlegenheit, noch Freude, noch Bewegung irgend welcher Art; ich war mir nur bewußt, daß er, der da

saß, nicht der erste beste Fremde, sondern mein guter, braver Gatte war, den ich ebenso genau kannte, wie mich selbst. Schon im Voraus wußte ich, was er sagen oder thun, wie er über das oder jenes urteilen würde. Geschah es einmal, daß er anders handelte, als ich mir vorstellte, so fand ich es sehr natürlich, daß er sich geirrt hatte. Es berührte mich nicht im Geringsten unangenehm, da ich keine besonders hohen Erwartungen gehegt hatte. Mit einem Worte — er war mein Gatte und sonst nichts mehr. Ich hielt es so für gut, wie es jetzt war, und vergaß, wie ganz anders es einst gewesen. Anfangs war seine Abwesenheit mir sehr unangenehm, ich fühlte mich verlassen, es fehlte mir seine Stütze, sodaß ich ihm ungestüm um den Hals fiel, wenn er zurückkehrte, aber kaum zwei Stunden darnach dachte ich nicht mehr daran, hatte ich mich vollständig ausgeplaudert und hatte ihm nichts mehr zu erzählen. Selbst in den Augenblicken der Zärtlichkeit fühlte ich, daß es nicht mehr die frühere war, und in seinen Augen glaubte ich dasselbe zu lesen. Es war eine Grenze zwischen uns, die Keines von uns beiden zu überschreiten wünschte und die wir auch schwerlich zu überschreiten vermocht hätten. Mitunter that es mir leid, aber ich war derart in einen Wirbelstrom weltlicher Vergnügungen und Zerstreungen geraten, daß mir

die Zeit fehlte, lange über einen Gegenstand nachzudenken. Unausgesetzt wurde ich von den verschiedenartigsten Genüssen mitgerissen, und ohne daß ich es selbst wußte, war das Leben der großen Welt, das mich früher so betäubt hatte, durch die Befriedigung, die es meiner Eigenliebe gewährte, mir eine Gewohnheit geworden und an die Stelle meines früheren, mehr erhabenen und schwärmerischen Gefühles getreten. Ich begriff, daß ich weniger hoch stand, als sonst, und das hatte zur Folge, daß ich am liebsten nicht mehr allein war. Von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein war ich mit allerlei nichtigen Dingen beschäftigt; selbst wenn ich daheim blieb, war das der Fall, Freude gewährte es mir nicht mehr, aber ebenso wenig das Gegenteil. Ich war nun einmal in einen gewissen Schlendrian geraten und konnte mir keine andere Lebensweise mehr vorstellen.

In dieser Weise gingen drei Jahre vorüber. In unserem gegenseitigen Verhältnis hatte sich nichts geändert; es blieb, wie es war, weder besser, noch schlechter. Zwei bedeutsame Ereignisse waren in jene Zeit gefallen, ohne daß sie nennenswerte Veränderungen in meiner Lebensweise hervorgerufen hätten. — Die Geburt meines ersten Kindes und der Tod von Tatiana Semenowna. In der ersten Zeit hatte das Gefühl, Mutter zu sein, einen so überwältigenden

Eindruck auf mich gemacht und mich in solche Entzückung versetzt, daß mir eine ganz neue Zukunft eröffnet zu sein schien, aber als ich nach zwei Monaten wieder ausging, begann diese Begeisterung allmählig abzunehmen, wurde ich an meinen neuen Zustand gewöhnt und sah ich bald in dem Muttersein nichts mehr als eine Pflicht. Mein Gatte dagegen wurde sofort nach der Geburt dieses ersten Sohnes wieder ganz der Mann, der er früher gewesen war. Häuslich, sanft, ruhig und zufrieden, übertrug er alle seine frühere Zärtlichkeit auf sein Kind. Wenn ich zuweilen in der Balltoilette die Kinderstube betrat, um dem Kleinen den Gutenachtkuß zu geben, bemerkte ich den strengen Blick, mit dem der Vater mich ansah, und da befiel mich ein Gefühl der Scham. Ich erschrak dann selber über meine Gleichgültigkeit und dachte entsetzt darüber nach, ob ich vielleicht eine schlechtere Mutter als andere Frauen sei. Was konnte ich indessen daran thun? Ich liebte meinen Jungen rasend, konnte aber des halb doch nicht Tage lang bei ihm sitzen bleiben? Das hätte mich gelangweilt und heucheln mochte ich nicht.

Der Tod seiner Mutter hatte ihm großen Schmerz bereitet und er konnte sich darnach nicht wieder entschließen, Nikolsky zu bewohnen. Obwohl auch

ich sie betrauerte und an seinem Schmerze teilnahm, so wäre es mir doch gerade jetzt angenehm gewesen, einige Zeit auf's Land zu gehen. Die letzten zwei Jahre waren wir in der Stadt geblieben und hatten nur zwei Monate auf Nikolsky zugebracht; das dritte Jahr verbrachten wir im Auslande. Im Sommer besuchten wir irgend einen Badeort. Ich war damals 21 Jahre alt. Unsere Einkünfte waren gute und von dem häuslichen Leben erwartete ich nicht mehr als das, was es mir gegeben hatte. Alle meine guten Freunde und Bekannten schätzten mich sehr; meine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig; meine Toiletten waren die prächtigsten, die man in den Badeorten zu sehen bekam; ich wußte, daß ich schön war und bewegte mich in einer ausgesuchten Umgebung. Dennoch war ich nicht so heiter und zufrieden wie auf Nikolsky zu der Zeit, als mein Glück ganz in mir selbst lag und ich mir bewußt war, es zu verdienen. Jetzt war es ganz anders, trotzdem aber war ich mit meinem Schicksal zufrieden. Ich hatte weder etwas zu fürchten noch zu wünschen, noch zu hoffen; meine Tage gingen angenehm vorüber und ich hatte mir nichts vorzuwerfen.

Unter den jungen Leuten, die während dieser Badesaison in erster Reihe glänzten, war kein einziger, den ich meiner besonderen Aufmerksamkeit

für würdig hielt, nicht einmal den Prinzen K., unseren Gesandten, der mir ein wenig den Hof machte. Unter ihnen waren junge und ältere, Engländer und bärtige Franzosen, aber alle waren mir gleichgültig, obwohl zugleich auch unentbehrlich, da sie bei all' ihrer Bedeutungslosigkeit doch zu der Umgebung gehörten, in der auch ich mich bewegte und heimisch fühlte. Einer jedoch war da — der italienische Marquis D. — der, sich mehr in den Vordergrund stellend, meine Aufmerksamkeit auf sich zog durch die freimütige Art und Weise, wie er seine Bewunderung für mich zu zeigen wagte. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, um mir zu begegnen, mit mir zu tanzen oder auszureiten, und fortwährend wiederholte er, wie schön ich in seinen Augen sei. Von meinem Fenster aus konnte ich ihn unsere Wohnung umschleichen sehen und mehrmals hatte der ununterbrochen auf mich gerichtete Blick seiner schwarzen, glänzenden Augen mich unangenehm berührt, sodaß ich errötend meinen Kopf abwendete.

Er war jung, schön, elegant und glich mehr oder weniger meinem Gatten, obwohl er diesen an Schönheit weit übertraf. Diese Ähnlichkeit kam mir selbst manchmal auffallend vor, obwohl anstatt des rührigen, freundlichen und edlen Ausdrucks, das das

Gesicht meines Gatten so anziehend machte, das seine eher einen groben, sinnlichen Ausdruck zur Schau trug. Ich war geneigt zu glauben, daß er mich wirklich leidenschaftlich liebte, und dachte zuweilen an ihn mit einem Gefühle stolzen Mitleids. Soviel als möglich suchte ich eine andere und mehr freundschaftliche Zuneigung in ihm zu erwecken, aber zu meinem größten Mißvergnügen wies er diese Versuche entschieden zurück und fuhr fort, mich zu verfolgen mit den, wenn auch unausgesprochenen Bezeugungen einer Leidenschaft, die jeden Augenblick auszubrechen drohte. Obwohl ich es mir nicht selbst gestehen wollte, so fürchtete ich mich doch vor diesem Manne, und gegen meinen Willen dachte ich oft an ihn. Er war gerade der einzige, mit dem mein Gatte auf vertraulicherem Fuße verkehrte, als mit allen unseren anderen Bekannten, die er gewöhnlich kalt und stolz behandelte.

Gegen Ende der Saison war ich vierzehn Tage lang unpäßlich, sodaß ich das Zimmer hüten mußte. Als ich zum erstenmal wieder dem Abendkonzert beiwohnte, vernahm ich, daß während meines Unwohlseins die ihrer Schönheit wegen berühmte Lady C., die schon seit einiger Zeit erwartet wurde, endlich angekommen sei. Umringt von einem Kreise von Herren und Bekannten, die mich mit der größten

Begeisterung begrüßten, sah ich doch, daß sich um die neue »Lionne« noch eine größere Gruppe versammelt hatte. Ich hörte von nichts anderem sprechen, als von ihrer Schönheit. Man zeigte sie mir und sie war wirklich bezaubernd, aber ich war unangenehm berührt durch das große Maß von Einbildung und Anmaßung, das so deutlich auf ihrem Gesichte ausgedrückt war, und ich enthielt mich nicht, dies zu äußern. An diesem Tage begann mich alles, was mir bis jetzt angenehm und unterhaltend erschienen, entsetzlich zu langweilen. Am nächsten Tage wurde von Lady C. der Plan festgesetzt, einen Ausflug nach der Ruine zu unternehmen; ich hatte indessen keine Lust, die Partie mitzumachen. Alles ging mit und keines war so höflich, bei mir zu bleiben und mir Gesellschaft zu leisten. In meinen Augen fing alles an sich zu verändern und mir eitel und unbedeutend vorzukommen. Die Thränen standen mir näher als das Lachen und ich beschloß, so rasch als möglich meine Badekur zu beenden und nach Rußland zurückzukehren. In mein Herz hatte sich ein Gefühl eingeschlichen, das ich mir selbst nicht gestehen wollte. Ich gab vor, kränklich zu sein, und vermied alle gesellschaftlichen Zusammenkünfte, ging nur morgens aus, um Mineralwasser zu trinken, oder machte mit L. M.,

einer meiner russischen Bekannten, einen Spaziergang. Mein Gatte befand sich seit einigen Tagen in Heidelberg, wo er das Ende meiner Kur abwartete, um dann mit mir nach Rußland abzureisen. Nur dann und wann kam er, um mich zu besuchen.

Eines Tages, als Lady C. die ganze Gesellschaft auf einen großen Ausflug — ich weiß nicht wohin — mitgenommen hatte, waren Lady L. M. und ich gemeinsam nach der Ruine gewandelt. Der Wagen fuhr neben uns. Wir stiegen langsam die vielfach gewundene Straße hinan, wo man von der schattigen Kastanienallee aus die schönen Umrisse von Baden-Baden bewundern kann, die in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne glänzten. Wir waren, was noch niemals vorgekommen war, in ein ernstes Gespräch verwickelt. Zum erstenmale entdeckte ich, daß Lady L. M., die ich schon lange kannte, nicht nur ein schönes, geistreiches Frauchen war, sondern daß man sich auch zugleich mit ihr über alles angenehm unterhalten konnte. Wir sprachen über die Kindererziehung und über das Familienleben im Vergleich zu dem eiteln, nutzlosen Leben, das man an den Badeorten führt. Wir gestanden einander, daß wir uns nach dem stillen Landleben in Rußland zu sehnen begannen und gerieten all mächtig in eine wehmütige

Gemütsstimmung. Bei der Ruine herrschte Ruhe und Stille und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten die mit Moos und Epheu überwucherten Mauern. Die ganze Landschaft zeigte sich in all' ihrer Pracht und Lieblichkeit unseren Augen.

Wir ließen uns an der Mauer in's Gras nieder, um etwas auszuruhen, und betrachteten schweigend den Untergang der Sonne.

Plötzlich hörte ich in der Nähe über unseren Häuptionen sprechen und glaubte meinen Namen zu vernehmen. Ich horchte aufmerksam und erkannte die Stimmen. Es war die des Marquis D. und seines Freundes, eines Franzosen, der auch mit zu unserem Kreise gehörte. Sie sprachen von mir und Lady C., der Franzose machte Vergleiche zwischen uns beiden. Obwohl er gerade nichts sagte, das beleidigend genannt werden konnte, so strömte mir doch das Blut in die Wangen.

Alle Einzelheiten, die er an mir oder an Lady C. bewunderte oder verurteilte, zählte er auf. Ich hätte schon ein Kind, sagte er; und Lady C. noch nicht; zudem sei sie erst neunzehn Jahre alt. Mein Haar sei länger und dichter, aber Lady C. trage das ihrige gefälliger. Lady C. könne man es sofort ansehen, daß sie zu der hohen Aristokratie gehöre, während ich

seiner Ansicht nach eine jener russischen Prinzessinnen sei, die man überall treffe. Er schloß mit dem Ausspruch, daß es sehr weise von mir sei, mich zurück zu ziehen und mit Lady C. nicht auf den Kampfplatz zu treten, denn da sei es sehr wahrscheinlich, daß ich unterliegen würde.

»Das thäte mir leid um sie«, hörte ich den Marquis sagen.

»Es sei denn, daß Sie sie trösten wollen«, fügte der Franzose mit einem spöttischen Lachen hinzu.

»Wenn sie abreist, werde ich ihr bestimmt folgen«, versetzte der Marquis in seinem italienischen Accent.

»Glücklicher Sterblicher, der noch lieben kann!« rief der Franzose ironisch aus.

»Lieben!« erwiderte der Italiener. »Das heißt, ich muß immer so etwas haben, sonst finde ich an den Badeorten kein Leben. Ich bin denn auch daran gewöhnt, meine kleinen Romane durchgehends gut zu Ende zu führen und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mit diesem ebensowenig in der Mitte stecken bleiben werde.«

»Nun, ich wünsche Ihnen guten Erfolg, mein Bester«, entgegnete der andere.

Mehr hörte ich nicht, denn sie waren um die Mauerecke gebogen, gingen auf der andern Seite die

Treppe herab, kamen zur Seitenthür heraus und waren sehr verwundert, uns hier zu sehen. Ich errötete heftig, als der Marquis auf mich zukam und beim Verlassen der Ruine mir den Arm bot. Ich konnte ihn nicht gut abweisen und Lady L. M. folgend, die mit dem Franzosen voranging, begaben wir uns zum Wagen. Ich war gekränkt über das, was der Franzose von mir gesagt hatte, obwohl ich innerlich gestehen mußte, daß er nichts anderes ausgesprochen, als was ich selbst empfand. Aber die Worte des Marquis hatten mich tief entrüstet durch den rohen Zynismus, der aus ihnen klang. Ich war sehr erzürnt und meine Angst vor ihm war gänzlich gewichen. Daß er so dicht neben mir ging, erfüllte mich mit Abscheu und Widerstreben. Hastig suchte ich weiter zu gehen, um so viel als möglich in der Nähe von Lady L. M. und des Franzosen zu bleiben, und gab ihm keine Antwort auf das, was er sagte. Er sprach von dem Glücke, mich hier so unerwartet getroffen zu haben und dergleichen mehr, aber ich achtete nicht auf seine Worte, sondern dachte mit Scham an meinen Gatten und an mein Kind. Ich sehnte mich darnach, allein in meinem Hotelzimmer zu sein, um über alles nachdenken zu können, und mein Wunsch war, so bald als möglich abzureisen.

Aber Lady L. M. schritt nur langsam weiter und es

lag noch eine ziemliche Entfernung zwischen uns und dein Wagen. Der Marquis schien seine Schritte absichtlich zu verlangsamen, um allein mit mir zu sein. Ich suchte schneller vorwärts zu kommen, aber er hielt mich zurück und drückte meinen Arm fest an sich. In diesem Augenblicke bog Lady L. M. um die Ecke des Weges und wir blieben allein. Jetzt wurde es mir wirklich ängstlich zu Mute.

Ich zog meinen Arm aus dem seinen, aber bei dieser Bewegung blieb die Spitze meines Ärmels an einem seiner Knöpfe hängen. Er beugte sich herab, um sie loszumachen, wobei seine Hände meinen entblösten Arm berührten. Bei dieser Berührung ging mir ein Schauer durch die Glieder und zu gleicher Zeit sah ich ihn an und meinte, mein entrüsteter Blick werde ihm meinen Abscheu und meine Verachtung zeigen, aber es schien, daß derselbe mehr Angst und Aufregung ausdrückte; er sah mich wenigstens mit seinen dunklen, glänzenden Augen leidenschaftlich an, und meine Hände ergreifend, flüsterte er mir Worte der Liebe zu. Vor meinen Augen flimmerte es, ich bebte am ganzen Körper und die Worte erstarben mir auf den Lippen.

Plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meiner Wange, worauf ich ihn wie erstarrt ansah, ohne die Kraft zu haben, etwas zu sagen oder zu thun.

Das alles dauerte nicht länger als einen Augenblick, aber dieser Augenblick war entsetzlich! Ich sah ihn nun ganz, wie er war. Alle seine niedrigen Leidenschaften wurden mir offenbar. Er war mir ein Fremder und ich haßte und fürchtete ihn, und doch war ich in diesem Momente wie überwältigt von der Leidenschaft dieses Elenden.

»Ich liebe Sie«, flüsterte er mit jener Stimme, die der meines Gatten so ähnlich war. Sofort standen dieser und mein Sohn mir vor der Seele, aber ganz in der Ferne, wie Wesen, die mir früher einmal angehörten.

Da hörte ich die Stimme von Lady L. M., die mich rief. Ich kam wieder zu mir, zog meine Hände, ohne ihn anzusehen, aus den seinigen, und beeilte mich, sie einzuholen. Wir stiegen in den Wagen und erst jetzt wagte ich es, einen Blick auf ihn zu werfen. Er nahm seinen Hut ab und sagte lächelnd zu mir, ich weiß nicht mehr was; er ahnte nicht den unaussprechlichen Abscheu, den er mir einflößte.

Das Leben schien mir unerträglich, die Zukunft verzweifelt und die Vergangenheit düster! Lady L. M. begann mich unterwegs immer wieder anzureden, aber ich verstand keines ihrer Worte. Ich bildete mir ein, sie rede nur aus Mitleid zu mir, und da sie in der

Ruine alles mit angehört hatte, so fürchtete ich, daß sie tiefe Verachtung für mich empfinde. Jener Kuß brannte mir noch auf der Wange und erfüllte mich mit Scham, sodaß ich nicht mehr an mein Kind zu denken wagte.

Es war mir unmöglich, allein in meinem Zimmer zu bleiben, und ohne den Thee zu genießen, den man mir brachte, packte ich meine Koffer und nahm mir vor, noch an demselben Abende mit dem Heidelberger Zuge abzureisen, um mich zu meinem Gatten zu gesellen.

Nachdem ich mit meiner Zofe in einem leeren Waggon Platz genommen und die durch das offene Coupefenster hereinströmende kühle Nachtluft mein glühendes Gesicht erfrischt hatte, begann ich einigermaßen wieder zu mir zu kommen und über die Zukunft und Vergangenheit nachzudenken. Mein ganzer Lebenslauf seit der Zeit, da ich Nikolsky verlassen, erschien mir in einem neuen, ganz anderen Lichte und ich machte mir selbst die heftigsten Vorwürfe.

Zum ersten-male in dieser ganzen Zeit erinnerte ich mich des Beginnens meines Ehelebens, meiner guten Vorsätze und Pläne. Zum ersten-male dachte ich daran, wie glücklich ich damals gewesen, und ich

fühlte mich ihm gegenüber schuldig. Aber warum auch hatte er mich nicht zurückgehalten? Warum war er zurückhaltend gewesen und allen Erklärungen aus dem Wege gegangen? Warum beleidigte er mich derart? Oder war das alles nur geschehen, weil er mich nicht mehr liebte? Aber wenn er auch in dieser Hinsicht nicht freizusprechen war, so änderte das doch nichts daran, daß der Kuß dieses Fremden mir noch auf der Wange brannte. Je näher ich Heidelberg kam, desto mehr begann ich das Wiedersehen mit meinem Gatten zu fürchten. Ich werde ihm alles sagen, dachte ich, und in Thränen der Reue ausbrechen, dann wird er mir Vergebung schenken. Eine klare Vorstellung daran konnte ich mir indessen noch nicht machen und so ganz sicher war ich seiner Vergebung auch nicht.

Sobald ich bei ihm eintrat und seinem freundlichen Blick begegnete, der indessen nicht ohne Erstaunen auf mich gerichtet war, hatte ich nicht den Mut mehr, etwas zu sagen oder zu gestehen. Bittere Schwermut und tiefe Reue drückten mich vollständig nieder.

»Welch' sonderbarer Einfall!« sagte er. »Ich beabsichtigte gerade, morgen zu Dir zu gehen, aber mein Himmel, was fehlt Dir denn, ist etwas geschehen?« fuhr er fort, mich er schreckt ansehend.

»Nein, nichts«, entgegnete ich, mühsam meine Thränen unterdrückend. »Ich bin für immer hierher gekommen: gehen wir, je eher, desto besser, und sei es schon morgen, nach Hause.«

Er sah mich lange und forschend an. »Komm, sage mir lieber, was geschehen ist«, sagte er dann.

Ich schlug unwillkürlich errötend die Augen nieder. In den seinen begann etwas aufzuleuchten, das Zorn und Mißtrauen ähnlich sah. Ich erschrak vor den möglichen Gedanken, die in ihm aufsteigen könnten, und mich zur Heuchelei zwingend — was mir besser gelang, als ich jemals gedacht hätte — beeilte ich mich, ihn zu beruhigen.

»O, nein, es ist gar nichts geschehen, ich begann mich nur schrecklich zu langweilen, und dabei habe ich viel an Dich und an unsere gegenwärtige Lebensweise gedacht. Ich bin nicht ohne Schuld Dir gegenüber und werde gern dort sein, wo Du am liebsten hingehst. Lassen wir uns für immer auf dem Lande nieder, denn ich fühle, daß ich an Dir vieles gut zu machen habe.«

»Aber mein gutes Kind, werde doch nicht auf einmal sentimental«, sagte er kühl. »Willst Du jetzt aufs Land — gut dann; das kommt zufällig unseren Finanzverhältnissen zu Gute, aber daß Du für immer

dort bleiben willst, das ist einfach eine Illusion, die Du Dir machst. Ich weiß ja zu gut, daß es Dir auf die Dauer unmöglich ist, lange dort zu verweilen. Komm, trink' lieber ein Täßchen Thee, das wird besser sein«, sagte er aufstehend, um das Mädchen zu rufen.

Ich begann mir die entsetzlichsten Dinge vorzustellen, deren er mich vielleicht in Gedanken beschuldigen konnte, als ich die mißtrauischen Blicke bemerkte, mit denen er mich dann und wann ansah.

Wie hätte er mich auch verstehen können? Er wußte ja nichts von der Veränderung, die in meinem Herzen Platz gegriffen hatte! Ich gab vor, nach dem Kinde sehen zu wollen und verließ das Zimmer. Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein, und ich weinte, weinte wie ich noch niemals geweint . . .

IX.

Unser altes Landgut Nikolsky, das so lange verlassen gewesen war, wurde wieder bezogen und alles begann neu aufzuleben. Aber manches von dem Früheren lebte nicht mehr auf. Der Platz meiner Schwiegermutter blieb leer, was zur Folge hatte, daß wir uns mit unserer gegenseitigen Gesellschaft begnügen mußten. Das war nicht allein kein Genuß mehr für uns, sondern eher eine drückende Last für beide Teile geworden.

Der Winter ging zu Ende und er war für mich um so trostloser gewesen, als ich unpäßlich war und mich erst nach der Geburt meines zweiten Sohnes wieder erholte.

Das Verhältnis zu meinem Gatten blieb dasselbe, das es in Petersburg war. Zwischen uns herrschte eine ruhige, milde Freundschaft. Aber hier in dieser alten Umgebung erinnerte mich alles an die Vergangenheit, die Möbel, der Blumengarten, der Park — nichts war da, das mich nicht erinnerte an das, was er einst für mich gewesen, und an das, was ich verloren hatte. Es schien etwas zwischen uns getreten zu sein, das nicht zu entfernen war. Es war, als ließe er mich unbewußt

und ohne es zu wollen, für etwas büßen. Ich begriff nicht, für was ich ihn eigentlich um Vergebung hätte bitten sollen. Die größte Strafe für mich war, daß er mir nicht mehr anvertraute, was in ihm vorging und mich nicht mehr zur Vertrauten seiner Gedanken machte. Dann stieg zuweilen der Gedanke in mir auf, ob er am Ende nur so handle, um mich zu quälen, und ich bildete mir ein, die alte Liebe sei noch nicht tot; ließ ich ihn davon etwas merken, so wich er jedesmal allen Erklärungen aus. Ich glaube, daß er mich der Heuchelei verdächtigte und jede Gefühlsäußerung lächerlich gefunden haben würde. Sein Blick schien dann zu sagen:

»Ich weiß alles, Du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich kenne Dich durch und durch. Du verstehst hübsch zu plaudern, kommt es aber aufs Handeln an, so thust Du gerade das Gegenteil«

Erst war ich gekränkt durch diesen Mangel an Offenheit, allmählich aber fing ich an, zu begreifen, daß er nicht das Bedürfnis fühle, offen zu sein. Für meine Person wäre es mir nicht schwer gewesen, ihm zu sagen, daß ich ihn liebte, noch ihn zu bitten, mit mir zu lesen oder zu musizieren. Jedes von uns beiden ging seinen eigenen Weg. Er blieb bei seinen Arbeiten und ich empfand kein Bedürfnis, mich, wie früher, darum zu bekümmern oder daran Teil zu

nehmen. Ich blieb allein mit meiner Langeweile, die ihm nicht mehr, wie sonst, Kummer verursachte. Was die Kinder an belangt, so waren dieselben noch zu jung, um zwischen uns ein Band knüpfen zu können.

Inzwischen war es Frühling geworden. Mascha und Sonja wollten den Sommer auf dem Lande zubringen. In Nikolsky mußte das und jenes neu gebaut werden und so nahmen auch wir zeitweise unseren Aufenthalt auf Pokrowsky. Nichts hatte sich verändert. Die Veranda mit dem altväterischen Ausziehtisch, der große Saal mit dem Flügel piano und mein eigenes Zimmer mit den weißen Gardinen, in welchem noch meine Mädchenträume umher zu schweben schienen, alles war noch wie einst. Es waren nur zwei kleine Bettchen hinein gestellt. In dem einen lag der dicke, mollige Kochoschna und in dem andern der kleine Vania, dessen allerliebstes Gesichtchen aus dem weißen Spitzenhäubchen rosig hervorlugte. Nachdem ich einige Zeit mit ihnen gespielt und sie geküßt hatte, blieb ich meistens noch einige Augenblicke in dieser so traulichen, stillen Kammer, wo aus allen Winkeln und Draperien die Träume meiner Jugend aufzutauchen schienen und ich das alte Lied meiner Kindheit wieder zu hören glaubte. Und was war aus diesen Träumen geworden? Wo waren sie geblieben, die alten Träume

meiner Kindheit? Und doch war mir alles, was ich hätte hoffen und wünschen können, zu Teil geworden. Meine kühnsten Träume hatten sich verwirklicht und gerade diese Verwirklichung war die Ursache, daß mein Leben jetzt so freudlos und traurig war. Ist denn nicht alles rings um mich her so geblieben, wie es früher war? Ist es nicht dasselbe alte Haus, derselbe Garten, dieselben Bäume, derselbe Park? Die Syringen blühen ja wieder wie zu jener Zeit, die Nachtigallen singen noch immer ihr Lied, der Mond scheint ebenso hell und schön wie einst! Und dennoch ist für mich alles so schrecklich verändert!

Wie früher sahen Mascha und ich beieinander und sprachen von ihm. Jetzt aber saß Mascha mit gerunzelten Brauen da und ihre Augen glänzten nicht mehr von Zufriedenheit, sie schienen eher traurige Teilnahme auszudrücken. Wir waren nicht mehr in aufgeregte Bewunderung für ihn versunken; wir erzählten einander nicht, wie herrlich und lustig alles sei. Nein, wir sprachen jetzt von ihm, um seine Handlungen und sein Benehmen zu kritisieren; und geheimnisvoll, als wollten wir eine Verschwörung anzetteln, flüsterten wir miteinander und fragten uns gewiß zum hundertsten Male, warum denn alles so traurig verändert sein müsse?

Er sieht noch immer fast ebenso aus, nur die Furche auf seiner Stirne ist tiefer, sein Haar an den Schläfen grauer geworden. Sein Blick ist mehr ernst als heiter und stets von mir abgewendet.

Ich bin noch immer dieselbe, aber ich empfinde für ihn nichts mehr, was nur einigermaßen der Liebe von einst ähnlich wäre. Meine Lust zur Thätigkeit und die daraus entspringende Selbstzufriedenheit ist ebenfalls verschwunden.

Wie sonderbar und unmöglich schienen mir nun meine früheren Aufwallungen religiöser Verzückung, meine leidenschaftliche Liebe für ihn, wodurch die Fülle des Lebens mir offenbart wurde. Was mir damals so schön und wahr erschienen: »Das Glück, für andere zu leben«, verstand ich jetzt nicht mehr; warum für andere leben, wenn dieses Leben mir selbst schon zu viel ist? . . .

Seit ich nach Petersburg gegangen war, hatte ich die Musik gänzlich vernachlässigt, aber der Anblick meines alten Pianos und meiner Musikalien bewog mich dazu, sie wieder aufzunehmen.

Einst war ich, da ich mich etwas unpäßlich fühlte, allein daheim geblieben. Mascha und Sonja waren mit meinem Gatten nach Nikolsky gegangen, um die dort vorgenommenen Veränderungen und Neubauten

in Augenschein zu nehmen. Der Thee stand schon bereit; ich war nach unten gegangen, um sie zu erwarten und hatte mich vor das Piano gesetzt. Ich suchte mir die Sonate Quaso una fantasia hervor und fing an zu spielen. Es war niemand in der Nähe und die auf den Garten hinausgehenden Fenster standen offen. Die mir so wohlbekanntem wehmütigen Töne erklangen schwermütig und feierlich durch das Zimmer. Ich hatte den ersten Teil beendet und ganz unwillkürlich, wie aus alter Gewohnheit, sah ich nach dem Winkel, wo er sich früher niederließ, um mir zuzuhören. Aber er war nicht da; nur der Stuhl stand noch auf seinem alten Flecke. Vor dem Fenster hob sich ein Syringenzweig dunkel von dem glänzenden Abendrot ab; ein saches Lüftchen strich durch die geöffnete Balkonthüre herein. Ich stützte die Ellbogen auf's Piano, bedeckte mein Gesicht mit den Händen und begann wieder nachzusinnen. Lange dachte ich nach über mein zerstobenes Glück und über das, was mich in der Zukunft erwartete. Es gab nichts mehr, das ich hoffte oder wünschte. Ist es möglich, dachte ich, daß ich das alles überlebt habe? Und um mich so rasch als möglich von diesen unheimlichen Gedanken zu befreien und sie zu vergessen, spielte ich immer wieder aufs neue dasselbe Andante. »Mein Gott!« rief ich, »vergieb

mir, wenn ich schuldig bin, gieb mir wieder, was mich so edel und gut machte, oder lehre mich, was ich thun und wie ich leben muß!«

Das Rasseln von Rädern ließ sich vor dem Hause vernehmen; darauf folgten leise Fußtritte auf der Veranda, die bald verstummten. Aber diese wohlbekanntes Fußtritte hatten nicht mehr die Macht, die einstigen Bewegungen zu erwecken.

Nachdem das Andante zu Ende war, hörte ich die Fußtritte abermals und eine Hand legte sich auf meine Schulter.

»Welch' glücklichen Einfall hast Du gehabt, diese Sonate zu spielen!« sagte er.

Ich gab keine Antwort.

»Kommst Du mit zum Thee?«

Ich schüttelte verneinend den Kopf, ohne mich umzukehren, um ihm die Spuren meiner Erregung nicht zu zeigen.

»Sie werden bald hier sein«, fuhr er fort, »das Pferd hat einige tolle Kapriolen gemacht, sodaß sie lieber aussteigen und zu Fuß gehen wollten.«

»Dann werden wir sie erwarten«, sagte ich, mich auf die Terrasse begebend, in der Hoffnung, daß er mir dahin folgen würde, aber er fragte nach den Kindern und ging hinauf, um sie zu sehen.

Aufs neue fing ich an, mir einzubilden, daß noch nicht alles für mich verloren sei, als ich wieder sein freundliches Gesicht sah und seine wohllautende Stimme hörte. Was kann ich mehr wünschen? dachte ich. Er ist ja ein edler Mensch, ein guter Gatte, ein liebender Vater! Ich wußte selbst nicht, was ich noch mehr würde verlangen können. Ich setzte mich auf der Terrasse nieder, auf dieselbe Bank, wo an jenem denkwürdigen Tage unser letztes entscheidendes Gespräch stattgefunden hatte. Die Sonne war fast untergegangen und es fing schon an zu dämmern. Da und dort tauchte ein Stern auf. Der Wind hatte sich gelegt und kein Blatt, kein Hälmchen regte sich. Der Duft des Flieders war so stark, daß die Luft ganz damit geschwängert war und einem die Lust ankam, die Augen zu schließen, nichts mehr zu sehen oder zu hören, um nur diesen milden Duft zu genießen. Die Nachtigallen wiederholten wieder ihre langgedehnten Töne und antworteten sich gegenseitig auf ihren Gesang. Vergebens suchte ich ruhig und gefaßt zu bleiben; es war, als ob ich etwas erwartete, etwas hoffte, ich wußte selbst nicht was.

Er kam wieder herab und setzte sich neben mich.

»Ich fürchte, daß ein Regenwetter kommen wird«, sagte er. das Firmament betrachtend. »In diesem Falle werden Mascha und Sonja naß werden.«

»Ja«, entgegnete ich, worauf wir beide wieder lange Zeit in Schweigen verharrten.

Inzwischen waren schwarze Wolken aufgestiegen; es wurde immer stiller und der Duft der Syringen immer stärker: ein schwerer, dicker Regentropfen fiel auf das Zeltdach der Veranda; bald begann es zu plätschern und ein erfrischender Sommerregen fiel in dicken Tropfen nieder. Die Nachtigallen schwiegen und man vernahm kein anderes Geräusch, als das eintönige Plätschern des Regens und das Zirpsen eines vereinzelt Vögelchens, das zwischen den Blättern eines Strauches in unserer Nähe versteckt saß. Serge stand auf und schien sich entfernen zu wollen.

»Wohin gehst Du?« fragte ich, ihn zurückhaltend; »es ist hier so angenehm.«

»Ja, aber ich muß Mascha und Sonja einen Regenschirm und Überschuhe bringen lassen.«

»Ich glaube nicht, daß es notwendig sein wird; der Regen fängt schon an nachzulassen und wird bald vorüber sein.«

Bei näherem Zusehen hielt er ebenfalls dafür und wir blieben beisammen an der Ballustrade stehen. Die Hand auf die nasse Brüstung gestützt, beugte ich mich vornüber unter dem Zelttuch hinweg, sodaß

einige frische Regentropfen mir Kopf und Hals besprengten. Es wurde wieder Heller; das regelmäßige Plätschern des Regens nahm ab; nach und nach vernahm man nur noch auf dem Zeltdach und dem Pfade das Ticken vereinzelter Regentropfen, bis auch diese aufhörten, und nur da und dort einige von den Bäumen fielen. Die Nachtigallen schüttelten das Wasser von ihrem Gefieder und ließen von allen Seiten ihren Gesang ertönen; die dicken, flockigen Wolken zogen ab und ließen uns wieder den hellblauen Himmel sehen.

»Das Leben ist doch schön«, sagte er, sich über die Ballustrade neigend und mir leise über das nasse Haar streichend. Diese kleine Liebkosung hatte bei mir die Wirkung von einer Art Vorwurf und die Thränen traten mir in die Augen.

»Was kann ein Mensch eigentlich mehr verlangen?« fuhr er fort. »Mir fehlt in diesem Augenblicke nichts und ich fühle mich dankbar und glücklich.«

»Ja, ich habe auch keinen Grund, unzufrieden zu sein.« erwiderte ich. »aber gerade deshalb macht es mich so betrübt, daß ich mich so traurig gestimmt fühle. Es ist hier angenehm und doch kann es mich nicht ganz befriedigen. Ist in Deiner Zufriedenheit

nichts, das Dich unangenehm berührt, nichts aus der Vergangenheit, das Du betrauerst?«

Er nahm seine Hand, die auf meinem Kopfe ruhte, hinweg und verharrte einige Augenblicke in Schweigen.

»Ja, wenigstens früher habe ich das gefühlt: ja, auch ich habe ganze Nächte damit zugebracht, Pläne für die Zukunft zu machen und Wünsche zu hegen, und welch schöne Nächte waren das! . . . aber damals lag die Zukunft noch vor mir, jetzt liegt sie hinter mir. Doch halte ich es so für gut, wie es ist. Es konnte und durfte auch nicht anders sein«, versetzte er in so ruhigem und überzeugendem Tone, daß, wie traurig es für mich auch war, dies zu hören, ich versichert sein konnte, daß er die Wahrheit sprach.

»Du verlangst also sonst nichts mehr?«

»Wenigstens nichts Unmögliches«, entgegnete er, meine Gedanken erratend. »Aber sieh' nun einmal an, wie naß Du geworden bist!« fuhr er fort, indem er mir wie einem Kinde über den Kopf strich. »Du hast ein unbefriedigtes Gefühl, weil Du etwas wünschst, das nicht mehr erreichbar ist. Du thust wie jene, die das Unbegreifliche begreifen wollen, während ich mich damit begnüge, zu sehen und zu bewundern.«

»Also betrauerst Du die Vergangenheit nicht?«

fragte ich weiter und das schmerzliche Gefühl, das auf mir lastete, begann mich immer mehr zu beengen.

»Nein«, sagte er kurz, nachdem er einige Zeit in Gedanken versunken gewesen.

»Das ist nicht wahr! das kann nicht wahr sein!« rief ich, mich umwendend, um ihn anzusehen. »Sage mir auf richtig, ob Du es wirklich nicht bedauerst?«

»Nein«, wiederholte er, »ich segne und schätze es, aber es betrauern und zurückwünschen — das thue ich nicht.«

»Du wünschst nicht, daß alles wieder werde, wie es früher war?«

Er wendete sich von mir ab und starrte vor sich hin.

»Ich wünsche dies ebenso wenig, wie ich wünschen würde, plötzlich Flügel zu bekommen, weil das einfach unmöglich ist.«

»Du möchtest also die Vergangenheit nicht zurückrufen und wirfst mir und Dir selbst nichts vor?«

»Nein, nichts! Alles ist gegangen, wie es gehen konnte und gehen mußte!«

»Höre einmal«, sagte ich, seine Hand ergreifend, um ihn zu zwingen, sich nach mir umzuwenden. »Warum hast Du mir eigentlich nicht gesagt, was Du

von mir erwartetest, wie ich handeln, was ich thun mußte? Warum mir so viel Freiheit lassen, von der ich keinen richtigen Gebrauch zu machen verstand? Warum hast Du aufgehört, mich zu lehren und meinen Geist zu bilden? Wenn Du das gethan und mich anders geleitet hättest, so wäre niemals etwas geschehen!« sagte ich, immer heftiger sprechend, während aus dem Tone meiner Stimme nicht Liebe, sondern kalter Vorwurf klang.

»Was wäre nicht geschehen?« fragte er mich verwundert ansehend. »Soviel ich weiß, ist nichts geschehen; alles ist gut so, wie es ist«, wiederholte er lächelnd.

Konnte es sein, daß er mich nicht verstand oder, was noch schlimmer war, mich nicht verstehen wollte? dachte ich mit thränenden Augen.

»Was nicht geschehen wäre, fragst Du? Ich hätte nicht so gehandelt, wie ich that und wäre dafür nicht gestraft worden durch Deine Geringschätzung und Gleichgültigkeit. Was nicht geschehen wäre? Mir wäre, ohne eigentlich etwas verbrochen zu haben, nicht alles, was mir teuer war und mich glücklich machte, genommen worden.«

»Was meinst Du denn, liebes Kind?« rief er erstaunt aus.

»Nein, laß mich ausreden; Du hast mir Deine Liebe, Dein Vertrauen, ja, sogar Deine Achtung entzogen. Ich muß Dir endlich einmal mein Herz ausschütten«, fiel ich ihm nochmals in die Rede, als ich sah, daß er etwas sagen wollte. »War es meine Schuld, daß ich das Leben und die Welt nicht kannte und Du es mir selbst überliebest, ihren Wert zu untersuchen? . . . Ist es meine Schuld, daß, nun ich das Leben verstehen gelernt habe und ich mich ein Jahr lang anstrengte, wieder ganz die Deine zu sein, Du mich zurückstoßest und Dich stellst, als ob Du mich nicht verstündest? Ohne zu sprechen, weißt Du alles so hinzustellen, daß es den Anschein hat, als ob Du Dir nichts vorzuwerfen hättest und so bleibe allein ich schuldig und unglücklich. Du thust buchstäblich Dein Möglichstes, mich wieder in die Welt zu stoßen, welche auf diese Weise vielleicht endlich Dein Unglück und das meine werden könnte.«

»Aber woraus schließt Du denn das alles?« fragte er mit entsetztem Erstaunen, das aufrichtig war.

»Wiederholst Du mir nicht fortwährend, das Landleben tauge für mich nicht, ich könne es auf die Dauer nicht aus halten und wir müßten im Winter wieder nach Petersburg gehen — etwas, das ich

entsetzlich finden würde? Anstatt mir zu helfen, mich zu stützen und in meinen guten Vorsätzen zu bestärken, hast Du alle Vertraulichkeit vermieden, mir kein einziges herzliches oder ermutigendes Wort gesagt. Und thäte ich später einen Fehltritt, so würdest Du mir ihn vorwerfen und Dich vielleicht gar nicht mehr um mich kümmern!«

»Halt ein! Halt ein!« sagte er in ernstem Tone. »Was Du da sagst, ist hart und ein Beweis, daß Du sehr gegen mich eingenommen bist, daß Du mich . . . «

»Und daß ich Dich nicht mehr liebe! Sag' es nur, ja, sag' es nur!« rief ich mit von Thränen erstickter Stimme und ließ mich auf den Divan niederfallen, um mein Gesicht in den Händen zu verbergen.

So wenig versteht er mich! dachte ich, mich bemühend, nicht in Schluchzen auszubrechen; nein, ich sehe nun wohl, daß es mit unserer früheren Liebe vorüber ist.

Er kam nicht auf mich zu, um mich zu trösten, denn meine Worte schienen ihn gekränkt zu haben.

»Ich begreife nicht, was Du mir vorwerfen könntest, es müßte denn sein, daß ich Dich nicht mehr so lieb haben sollte, wie früher.«

»Und wie liebtest Du mich einst!« . . . flüsterte ich,

und meine Thränen begannen reichlicher zu fließen.

»Das ist teils unsere eigene Schuld, teils die der Zeit. Es giebt verschiedene Perioden in der Liebe . . . «

Er schwieg einige Augenblicke, um dann fortzufahren:

»Komm', ich will Dir lieber die ganze Wahrheit gestehen, da Du Offenheit verlangst. Wie vor unserer Heirat, als ich wieder Deine Bekanntschaft gemacht, ich schlaflose Nächte verbrachte mit dem Gedanken an Dich und meine Liebe immer mächtiger wurde, ebenso hatte ich in Petersburg und später im Auslande furchtbare Nächte, in denen ich mich mit Gewalt loszureißen suchte von dieser Liebe, die mir zur Qual geworden war. Mich gänzlich von ihr loszureißen vermochte ich nicht, aber es gelang mir wenigstens das zu vernichten und zum Schweigen zu bringen, das mir das Leben unerträglich machte. Ich wurde ruhiger und wenn ich Dich auch immer noch sehr liebte, so war es doch noch eine ganz andere Liebe als sonst.«

»Es war also keine Liebe mehr, sondern eine Qual! Warum hast Du mir gestattet, in der großen Welt zu leben, wenn Du es als so nachteilig betrachtetest, daß es für Dich ein Grund sein könnte, mich weniger zu

lieben?«

»Du darfst die Schuld daran der Welt nicht geben, liebes Kind!«

»Warum hast Du nicht von Deiner Macht Gebrauch gemacht? Warum hast Du mich nicht mit Gewalt zurückgehalten, nicht gefesselt, nicht getötet! . . . das wäre besser für mich gewesen, als jetzt alles zu verlieren, was einst mein Glück gewesen.« Und abermals brach ich in eine Thränenflut aus.

In diesem Augenblicke betraten Mascha und Sonja, voll ständig durchnäßt, aber fröhlich lachend die Terrasse. Sobald sie uns bemerkten, schwiegen sie und entfernten sich sofort. Nachdem sie fort waren, blieben wir lange Zeit schweigend nebeneinander sitzen und als ich mich noch einmal gehörig ausgeweint, begann ich mich leichter zu fühlen. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien, als ich ihn ansah, etwas sagen zu wollen, aber aufs neue ließ er sein Haupt mit einem tiefen Seufzer niedersinken.

Ich schritt auf ihn zu und zog die Hand von seinem Gesichte weg, worauf er mich wie geistesabwesend anstarrte.

»Ja«, sagte er, dem Faden seiner eigenen

Gedanken folgend. »Wir alle, namentlich aber Ihr Frauen, ruhen nicht, bis wir den Becher von der Welt Eitelkeiten und Genüssen an die Lippen geführt haben. Dann erst begreifen wir, was das Leben eigentlich bedeutet. Die Erfahrungen und Warnungen anderer haben noch keinen weiser gemacht, sind von keinem Nutzen gewesen. Wir würden ihnen ja doch nicht glauben. Du wußtest nichts von den eitlen Vergnügungen und Zerstreuungen der Welt: ich wollte sie Dich daher kurze Zeit genießen lassen, weil ich begriff, daß ich kein Recht habe, Dir etwas vorzuenthalten, das ich schon längst selbst genossen hatte.«

»Aber wenn Du mich wirklich so sehr liebtest, so hättest Du mich nicht mitten in dieses eitle Getriebe bringen dürfen.«

»Du hättest mir nicht glauben wollen, noch können; Du mußt selbst erfahren und Du hast erfahren.«

»Mich dünket, Du Philosophierst allzu vernünftig, um viel lieben zu können.«

Wieder entstand eine Stille.

»Es ist hart, was Du da sagst, aber es ist wahr!« sagte er aufstehend und auf der Terrasse auf- und abgehend. »Ja, es ist wahr, Du hast vollkommen

recht: ich bin Dir gegenüber in großer Schuld . . . ich hätte Dich gar nicht oder vernünftiger lieben sollen.«

»Serge, laß das Vergangene vergessen und begraben sein«, sagte ich schüchtern.

»Was vorüber ist, das ist vorüber; das Vergangene kehrt niemals zurück«, entgegnete er wehmütig.

»Es ist zurückgekehrt!« rief ich und legte meine Hand auf seine Schulter.

Er nahm sie in die seine und drückte sie herzlich.

»Nein, ich sprach nicht die Wahrheit, als ich behauptete, nichts zu betrauern; ich betraure es gerade, daß ich Deine Liebe verloren habe. Wer von uns trägt die meiste Schuld? Ich weiß es nicht. Die Liebe existiert zwar noch, aber sie hat ihre Gestalt verändert. Sie ist eingeschlummert und hat keine Macht mehr. Die Erinnerung und die Dankbarkeit sind noch vorhanden, aber . . . «

»Sprich nicht so«, fiel ich ihm in die Rede. »Laß sie wieder aufleben und werden wie früher . . . Könnte das nicht sein?« fragte ich, zu ihm emporsehend.

Seine Augen richteten sich mit einem heiteren, freundlichen Ausdruck auf mein Gesicht. In demselben Augenblicke fühlte ich, daß das, was ich hoffte und wünschte, unmöglich sei. Ruhig und milde

lächelte er mich an, aber es war das friedliche Lächeln eines bejahrten Mannes.

»Wie jung Du noch bist und ich schon so alt!« versetzte er ruhig. »Du wirst das, was Du in mir suchst, nicht mehr finden können. Warum sollten wir uns Illusionen machen?« fuhr er fort, noch immer wehmütig lächelnd.

Schweigend stand ich neben ihm und eine wohlthätige Ruhe begann allmählich mein Gemüt zu erfüllen.

»Wünschen wir das Vergangene nicht mehr zurück, sondern seien wir zufrieden, daß nun alle Qual, Unruhe und Verdruß gewichen sind. Es giebt nichts mehr zu suchen, wir haben schon gefunden. Wie viel Glück und Segen ward uns zu teil. Das, auf welches wir jetzt alle unsere Kräfte verwenden müssen, ist dieser . . . « und er zeigte auf die Amme, die, mit dem kleinen Vania auf dem Arme, die Terrasse heraufkam. »Das ist die Pflicht, die zu erfüllen uns noch übrig bleibt«, endigte er, sich über mich neigend und mir einen Kuß auf die Stirne drückend.

Es war nicht der Kuß eines Geliebten, sondern der eines Freundes.

Die von wohlthuenden Düften geschwängerte

Nachtluft wehte uns Kühle zu; feierlich erklangen die letzten allmählig erstorbenen Töne; ringsum herrschte Ruhe und Stille; zahl reiche glänzende Sterne begannen sich zu zeigen.

Ich sah ihn an und plötzlich empfand ich ein Gefühl, als ob eine schwere Last von mir gewälzt und etwas, das mich lange gemartert und gequält, von nun genommen sei. Mit einem Male ward es mir klar, daß die überwältigende Leidenschaft, die jene Periode meines Lebens vollständig beherrscht hatte, für immer hinter mir lag und ihre Rückkehr mir nicht allein unerwünscht, sondern auch unerträglich gewesen wäre. Und war diese Zeit, die mir so schön erschienen war, nicht auch voll der Unruhe und Enttäuschungen gewesen?

»Wollen wir jetzt zum Thee?« fragte er freundlich und wir begaben uns miteinander nach dem Salon.

An der Thüre begegnete ich wieder Mascha und der Amme mit Vania. Ich nahm das Kind auf meine Arme, herzte und küßte es vorsichtig, um es nicht zu wecken. Halb schlafend bewegte es seine Händchen, die kleinen Fingerchen ausbreitend, als wolle es etwas ergreifen. Es öffnete die Augen und sah suchend umher; mich erblickend, begannen seine Äuglein zu leuchten, und seine kleinen Lippen

öffneten sich, um mich anzulächeln. Du gehörst mir, sonst niemandem als mir! dachte ich und ein Gefühl seligen Entzückens durchschauerte mich. Auf die Gefahr hin, ihm wehe zu thun, drückte ich ihn noch fester an mich. Zärtlich küßte ich seine kalten Füßchen, seine Ärmchen, sein Köpfchen, auf welchem sich erst spärlicher Haarwuchs zeigte. Mein Gatte deckte ihn wieder zu, hob dann aber einen Zipfel des Schleiers wieder etwas auf.

»Iwan Sergewitsch«, sagte er, das Kinn des Kleinen zwischen Daumen und Zeigefinger nehmend.

Nun aber beeilte ich mich, Iwan Sergewitsch wieder zuzudecken; niemand, als ich, durfte ihn lange betrachten. Ich sah meinen Gatten an. Seine Augen waren lächelnd auf mich gerichtet und es war lange her, seit ich sie mit einem so ungeteilten Vergnügen betrachtet hatte.

An diesem Tage schloß mein Roman mit meinem Gatten. Die Periode unserer ersten Liebe lebte als eine wehmütige, selige Erinnerung in uns fort, als eine herrliche Vergangenheit, die abgeschlossen war, aber niemals wiederkehren würde. Eine neue Liebe, für den Vater meiner Kinder, ersetzte die alte. In anderer Weise, aber ebenso glücklich, ist diese

schöne Periode meines Lebens noch heute nicht beendigt, denn dauerndes Glück und Zufriedenheit sind nur am häuslichen Herde und in den reinen Genüssen des Familienlebens zu finden.

- E n d e -

Anmerkungen

[1] Ein in Rußland gebräuchlicher Ausdruck, um höchste Armut zu bezeichnen.